NEUERE DICHTER

830.8
N393
v.25

# DROSTE-HÜLSHOFF

## DIE JUDENBUCHE

MANZ VERLAG · WIEN

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

8308
N393
v. 25

GERMANIC AND ROMANCE
LANGUAGES

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

University of Illinois Library

| | |
|---|---|
| 4/3/47 | 11-15-57 |
| July 23, 1947 | 11-7-61 |
| July 30, 1949 | 12-5-62 |
| 11-16-49 | 12-27-62 |
| 5-3-50 | |
| MAY 23 1950 | JAN 25 1965 |
| May 30 | SEP 16 1966 |
| 11-28-50 | DEC 13 1968 |
| 12-12-50 | JAN 15 1971 |
| 11-23-51 | OCT 31 1979 |
| 11-19-53 | OCT 31 1979 |
| 12-8-54 | |
| 4-21-55 | |
| 4-16-55 | |
| 4-30-55 | |
| 5-14-55 | |
| 5-30-55 | |

27214

# Neuere Dichter

für die

## studierende Jugend.

Herausgegeben von

Dr. A. Bernt und Dr. J. Tschinkel.

---

Annette E. Freiin von Droste zu Hülshoff

# Die Judenbuche.

---

Wien, 1911.

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

# Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde
aus dem gebirgichten Westfalen

von

Annette E. Freiin von Droste zu Hülshoff.

Mit einer Einführung

von

Universitäts-Professor Dr. August Sauer.

Gebunden 80 h = 70 Pf.

Wien, 1911.
Manzsche k. u. k. Hof-Verlags-
und Universitäts-Buchhandlung.

830,8
N393
v. 25

Gedruckt in der Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, Wien.

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurteils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg hin die Wagschal', nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein — er trifft dein eignes Haupt! —

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der einzige Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigentümers geringerer Klasse[1] im Dorfe B.[2], das, so schlecht gebaut und rauchig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges.[3] Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte und eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zu-

[1] Meier ist eigentlich der Pächter eines Meiergutes; doch auch der Besitzer selbst, der dann nach der Größe des Gutes Vollmeier, Halbmeier oder Drittler heißt.

[2] Später wird das Dorf Brede genannt, in der Quelle: Bellersen.

[3] Gemeint ist der Teutoburger Wald, mit Anspielung auf die berühmte Schlacht.

238559

ständen gedeihen. Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung geraten, oder vielmehr, es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedere Gerichtsbarkeit zustand, straften und belohnten nach ihrer in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene tat, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiten Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubichten Urkunden nachzuschlagen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmütig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel teure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Überzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zugrunde gehen, wogegen nichts seelentötender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als alle seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichtum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten[1] gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege als in

[1] Neben dem Masculinum Forst findet sich auch das Femininum, Mehrzahl Forsten, z. B. in Mecklenburg.

stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmütigste, schlauste und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstentums. Seine Lage inmitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüter nähren; die Nähe eines Flusses,[1] der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermutigen, und der Umstand, daß alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vorteil meist auf seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten, mit ungefähr doppelt soviel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebzigjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock[2] den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, als er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmählichen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrau kehrte der Zug ebenso schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftabak geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.[3]

[1] Die Lippe, die bei Wesel in den Rhein fällt.

[2] Vgl. dasselbe Bild, S. 26.

[3] In ihren „Bildern aus Westfalen" gibt die Dichterin eine ganz ähnliche Schilderung: „Noch vor dreißig Jahren

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfangs und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, sowie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe und der Garten enthielt, außer ein paar holzichten Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirtschaft im Spiel. Friedrichs Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war gar nicht zu arg betrunken und die Eltern der Braut gingen abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihre guten Kleider und neues Hausgerät im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Ärger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz und man

---

war es etwas sehr Gewöhnliches, beim Mondscheine langen Wagenreihen zu begegnen, neben denen dreißig bis vierzig Männer hertrabten, das Beil auf der Schulter, den Ausdruck lauernder Entschlossenheit in den gebräunten Zügen, und der nächste Morgen brachte dann gewiß — je nachdem sie mit den Förstern zusammengetroffen oder ihnen glücklich ausgewichen waren — die Geschichte eines blutigen Kampfes oder eines grandiosen Waldfrevels."

sah ihn noch bis spät in der Nacht vor der Türschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirtschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener[1] und zuletzt ziemlich armseliger Witwer, bis er mit einem Male wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margaret[2] Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt als sehr klug und wirtlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: „Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir.“ Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponierte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Hause oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte

---

[1] Mit verächtlicher Nebenbedeutung: durch langes Liegen beschädigt, unbrauchbar (wie von Waren).

[2] Nur hier die volle Form; später immer verkürzt: Margret.

drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margret eilends Tür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntnis nie über ihre Lippen kam.[1]

Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen erfreut, denn Margret soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes, hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward der Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine harte[2], stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit

---

[1] In ihren „Bildern aus Westfalen" schildert die Dichterin die Ehen der Paderborner: „Ihre Ehen, meist aus Leidenschaft und mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit auf äußere Vorteile geschlossen, würden anderwärts für höchst unglücklich gelten, da kaum eine Barackenbewohnerin ihr Leben beschließt, ohne Bekanntschaft mit dem sogenannten „braunen Heinrich", dem Stocke nämlich, gemacht zu haben. Sie aber finden es ländlich, sittlich und leben der Überzeugung, daß eine gute Ehe wie ein gutes Gewebe zuerst des Einschlags bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern."

[2] hart = streng, scharf.

gegangen und hatte sich schon beizeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus Dreiviertelmeilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen 10 Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet, und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappen[1] der Bodenfenster.

„Mutter, kommt der Vater heute nicht?“ fragte er. — „Nein, Kind, morgen.“ — „Aber warum nicht, Mutter? er hat's doch versprochen.“ — „Ach Gott, wenn der alles hielte, was er verspricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirst.“

Sie hatten sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold. — „Mutter — es pocht draußen!“ — „Still, Fritzchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt.“ — „Nein, Mutter, an der Tür!“ — „Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring mich nicht um das armselige Bißchen Nachtruhe.“ — „Aber wenn nun der Vater kommt?“ — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — „Den hält der Teufel fest genug!“ — „Wo ist der Teufel, Mutter?“ — „Wart, du Unrast! er steht vor der Tür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!“

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt; er kroch tief unters Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er

[1] klappen, wie klappern S. 12, 54.

hörte sie weinen und mitunter: „Gegrüßt seist du, Maria!“ und: „bitte für uns arme Sünder!“ Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. — Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — „Friedrich, bist du wach?“ — „Ja, Mutter.“ — „Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Vaterunser — daß Gott uns bewahre vor Wasser und Feuersnot.“

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges drinnen sein und draußen auch. — „Hör, Mutter, gewiß, da sind Leute, die pochen.“ — „Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert.“ — „Hör! hörst du nicht? es ruft! hör doch!“

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturms ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: „Margret! Frau Margret, heda, aufgemacht!“ — Margret stieß einen heftigen Laut aus: „Da bringen sie mir das Schwein wieder!“

Der Rosenkranz flog klappernd auf den Brettstuhl,[1] die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde und bald darauf hörte Friedrich sie mit trotzigen Schritten über die Tenne[2] gehen. Margret kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht. Zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie sei tot; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte,

[1] Kaum ein gewöhnlicher Holzstuhl, sondern ein Melkstuhl (was bredstôl im Friesischen bedeutet), der ganz wohl in der Wohnstube stehen kann. — [2] = Diele.

und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer tot im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margret wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute los zu werden. Der Bruder blieb bei ihr und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: „Margret, zieh dir das nicht zu Gemüt; wir wollen jeder drei Messen lesen lassen und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Muttergottes von Werl.“ [1]

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margret am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als alles still geworden war, sagte sie in sich hinein: „Zehn Jahre, zehn Kreuze.[2] Wir haben sie doch zusammen getragen und jetzt bin ich allein!“ dann lauter: „Fritzchen, komm her!“ — Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern und den verstörten Zügen. „Fritzchen“, sagte sie, „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen?“ — „Mutter, Hülsmeyer stiehlt.“ — „Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? wer sagt dir so schlechtes Zeug?“ — „Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen.“ — „Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor

[1] Ein westfälischer Wallfahrtsort.

[2] In katholischen Ländern wird das Kreuz als Bußgerät getragen, z. B. um die Kirche.

darum betrogen. Hülsmeyer ist ein ordentlicher, angesessener Mann und die Juden sind alle Schelme." — „Aber, Mutter, Brandis sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt." — „Kind, Brandis ist ein Förster." — „Mutter, lügen die Förster?"

Margret schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen und das Wild wechselt[1] aus eines Herren Lande in das andere;[2] die können niemanden gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schoppen[3] und hole mir Reisig."

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh[4] gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Überhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles übrige verhärtet scheint, und bei Friedrich wuchs dieses Gefühl mit den Jahren durch das Gefühl mancher Zurücksetzung von seiten anderer. Es war ihm äußerst empfindlich, wenn, solange er Kind war, jemand des Verstorbenen nicht allzu löblich gedachte; ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht er-

---

[1] Wechsel heißt weidmännisch der gewöhnliche Gang des Wildes, um Nahrung zu suchen und heimzukehren oder um zu flüchten.

[2] Ein alter Spruch, den Annette von Droste auch in ihren „Bildern von Westfalen" bei der Charakteristik des Sauerländers zitiert: „Noch empörender scheinen ihm die Forst- und Jagdgesetze, da ja ‚unser Herrgott das Holz von selbst wachsen läßt und das Wild aus einem Lande in das andere wechselt'. Mit diesem Spruche im Munde glaubt der Frevelnde sich völlig berechtigt, jeden Förster, der ihn in flagranti überrascht, mit Schnupftabak zu blenden und, wie er kann, mit ihm fertig zu werden."

[3] Schoppen, seltenere Nebenform zu Schuppen = Scheuer.

[4] aufgebahrt.

sparte. Es ist gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes[1] geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich)[2]; die Hirtenknaben, wenn sie nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrieen, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwischen sein: „Hör mal an, sein's Liseken“,[3] und ein unprivilegierter Holzhauer,[4] der unter der breiten Eiche eingeschlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen. Friedrich mußte von andern Knaben vieles darüber hören; dann heulte er, schlug um sich, stach auch einmal mit seinem Messerchen und wurde bei dieser Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er seiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Tales, wo man ihn oft stundenlang in derselben Stellung im Grase liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen sah.

Er war zwölf Jahre alt, als seine Mutter einen Besuch von ihrem jüngern Bruder erhielt, der in Brede wohnte und seit der törichten Heirat seiner Schwester ihre Schwelle nicht betreten hatte. Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fischaugen und überhaupt einem Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, bei dem dicktuende[5] Verschlossenheit oft mit ebenso gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf dargestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem jeder um so lieber

[1] Holz heißt hier Wald, wie später Roderholz, Masterholz.
[2] Kolk heißt allgemein eine Tiefe, Vertiefung.
[3] Liseken = Lieschen, häufig allgemein für weibliche Personen gebraucht, besonders in Norddeutschland.
[4] scherzhaft für Holzfrevler.
[5] dicktuend = prahlerisch (vgl. S. 40.)

aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit verlieren. Dennoch freute sich die arme Margret, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

„Simon, bist du da?“ sagte sie und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?“ — Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: „Du bist alt geworden, Margret!“ — Margret seufzte: „Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen.“ — „Ja, Mädchen, zu spät gefreit, hat immer gereut! Jetzt bist du alt und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen.“[1] — Über Margrets vergrämtes Gesicht flog eine Flamme so rot wie Blut.

„Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewichst“, fuhr Simon fort. — „Ei nun so ziemlich und dabei fromm.“ — „Hum, 's hat mal einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm.[2] Aber er ist still und nachdenklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den andern Buben?“ — „Er ist ein eigenes Kind,“ sagte Margret wie für sich; „es ist nicht gut.“ — Simon lachte hell auf: „Dein Junge ist scheu, weil ihn die andern ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir; der sagte, es ist ein Junge wie 'n Reh.“

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margret ward selten so wohl, jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Tränen traten ihr in die Augen. „Ja, Gottlob, er hat gerade Glieder.“ — „Wie sieht er aus?“ fuhr Simon fort. — „Er hat viel von dir, Simon, viel.“

[1] Er redet in lauter Sprichwörtern.

[2] Ein niederdeutsches Sprichwort (Mundart der Stadt Meurs): Fromm het en Kuh gestohlen on es doch noch Fromm.

Simon lachte: „Ei, das muß ein rarer Kerl sein, ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Ebenso gut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Telgengrund?[1] im Roderholze? im Teutoburger Wald? auch des nachts und früh?“ — „Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?“

Simon schien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Türe hinaus: „Ei, da kommt der Gesell! Vatersohn! er schlenkert gerade so mit den Armen wie dein seliger Mann. Und schau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!“

In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln; ihres Friedrichs blonde Locken und Simons rötliche Bürsten![2] Ohne zu antworten, brach sie einen Zweig von der nächsten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, scheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige rasche, halbdrohende Worte zuzuraunen; denn sie kannte seine störrische Natur und Simons Weise war ihr heute einschüchternder vorgekommen als je. Doch ging alles über Erwarten gut; Friedrich zeigte sich weder verstockt noch frech, vielmehr etwas blöde und sehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbstündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorschlag brachte, vermöge deren er denselben zwar nicht gänzlich seiner Mutter entziehen, aber doch über den größten Teil seiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggesellen Erbe zufallen solle, das ihm freilich ohnedies nicht entgehen konnte.

---

[1] Telge = Ast, Zweig; im Osnabrückischen: ein junger Eichbaum.

[2] In der alten Sprache scheinen Borste und Bürste oft ununterschieden.

Margret ließ sich geduldig auseinandersetzen, wie groß der Vorteil, wie gering die Entbehrung ihrerseits bei dem Handel sei. Sie wußte am besten, was eine kränkliche Witwe an der Hilfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den sie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu ersetzen. Doch sie schwieg und gab sich in alles. Nur bat sie den Bruder, streng, doch nicht hart gegen den Knaben zu sein.

„Er ist gut," sagte sie, „aber ich bin eine einsame Frau; mein Kind ist nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat." Simon nickte schlau mit dem Kopf: „Laß mich nur gewähren; wir wollen uns schon vertragen, und weißt du was? gib mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinste ist ihm grad' recht und so lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzschuh' an!" — Und bald sah Margret den beiden nach, wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des roten Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und schlank für sein Alter, mit zarten, fast edlen Zügen und langen blonden Locken, die besser gepflegt waren, als sein übriges Äußere erwarten ließ; übrigens zerlumpt, sonneverbrannt und mit dem Ausdruck der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet, der ihn gerade durch das Seltsame seiner Erscheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des u

Gebirges niedersteigt und einen sehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut und beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkst du gern Branntwein?“ — Der Knabe antwortete nicht. „Ich frage, trinkst du gern Branntwein? gibt dir die Mutter zuweilen welchen?“ — „Die Mutter hat selbst keinen,“ sagte Friedrich. — „So, so, desto besser! — kennst du das Holz da vor uns?“ — „Das ist das Brederholz.“ — „Weißt du auch, was darin vorgefallen ist?“ — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düstern Schlucht immer näher. „Betet die Mutter noch so viel?“ hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze.“ — „So? und du betest mit?“ — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich meist noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im Bette, dann schlaf' ich gewöhnlich ein.“ — „So, so, Geselle!“

Diese letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantastischen als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im Traum. Es kam ihm vor, als ob alles sich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald voneinander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Wegwasser

gesammelt, machten seinen Schritt unsicher; er war einige Male nahe daran zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen und bald traten beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor kurzem die Axt unbarmherzig gewütet hatte. Überall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unversehens unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche." — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. — „Sieh," fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Ölung zum Teufel gefahren war." — „Ohm, Ohm!" keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein? Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! laß los, los!" — Er suchte den Knaben abzuschütteln. — „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatt' ihn so lieb wie meinen eigenen Bruder." — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Teil des Waldes zurück und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen bessern Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margret schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Tür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Atem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Turm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen. Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vorn übergebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margret blieb in der Tennentür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?“ — Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, tu' das Maul auf! du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre.“ — Das Kind erhob seine Stimme und geriet dermaßen in Stammeln, daß Margret es um nichts mehr begriff. — „Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart', ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!“ — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf, mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht[1] stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margret stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — „Friedrich, Friedrich!“ rief sie.

---

[1] Altertümlich = Schildwache.

In der Schlafkammer klappte eine Schranktür und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline,[1] d. h. einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der andern einen Bogen, ganz des Instruments würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes!“ sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe. Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen.“ — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margret, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margret stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung genommen und sie blickte mit unruhigem Auge von einem auf den andern. Der fremde Knabe hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmütigen Mitgefühls spielte und sein Auge in fast glasartiger Klarheit zum ersten Male bestimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großtun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat. Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm ebenso neu als angenehm waren. Sie saß wieder am Spinnrade.

„Friedrich“, sagte sie zögernd, „sag' einmal —“

---

[1] Holzschen oder Holtschen ist die gekürzte Form von Holzschuh, die noch jetzt niederdeutsch ist.

und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schützling. „Nein, höre —“ und dann leiser: „was ist das für ein Junge? wie heißt er?“ — Friedrich antwortete ebenso leise: „Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein Paar Schuhe und eine Weste von Drillich gegeben; die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab' ich ihm meine Violine versprochen; er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er.“ — „Nun —?“ sagte Margret. — „Was willst du, Mutter?“ — „Wie heißt er weiter? — „Ja — weiter nicht — oder, warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater“, fügte er leiser hinzu.

Margret stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus, mit einem harten, finstern Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich,“ sagte sie, „laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung machen kann. — Junge, was liegst du da in der Asche? hast du zu Hause nichts zu tun?“ — Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holzschenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

„Warte, Johannes,“ sagte Friedrich stolz, „ich will dir mein halbes Butterbrot geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal übers ganze Brot.“ — „Laß doch“, sagte Margret, „er geht ja nach Hause.“ — „Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um sieben Uhr.“ Margret wandte sich zu dem Knaben: „Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich?“ — „Niemand,“ stotterte das Kind. — „Niemand?“ wiederholte sie; „da nimm, nimm!“ fügte sie heftig hinzu; „du heißt Niemand und niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durchs Dorf.“ — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen“, antwortete Friedrich. — Als beide

Knaben fort waren, warf sich Margret auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falscher Eid, ein falscher Eid!“ stöhnte sie. „Was ist's? Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!“

So saß sie eine Weile, starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zweimal angeredet. „Was ist's? was willst du?“ rief sie auffahrend. — „Ich bringe Euch Geld“, sagte er, mehr erstaunt als erschreckt. — „Geld? wo?“ Sie regte sich und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob sie auf. „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was verdienen.“ — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — nein, gib's den Armen. Doch, nein, behalt's,“ flüsterte sie kaum hörbar; „wir sind selber arm. Wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!“ — „Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einsaat helfen.“ — „Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr!“ — Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. — „Doch“, fügte sie hinzu und ein Tränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er ist mein einziger Bruder und die Verleumdung ist groß! Aber halt' Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!“

Margret legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod und es war eine bittere Stunde, als die Witwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlassen mußte und der Pflug vor ihrem Hause stille stand. Aber so war ihr nie zumute gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war sie dahin gekommen zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Ähnlichkeiten wollen nichts be-

weisen. Hatte sie doch selbst vor vierzig Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer[1] glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies Wenige verlieren soll!

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu Hause. Simon schien alle wärmern Gefühle, deren er fähig war, dem Schwestersohn zugewendet zu haben; wenigstens vermißte er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Äußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben konnte, unternahm mitunter ziemlich bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht jemand an Ausdauer gleich. Margret hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung vor ihm zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zutun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rat, den sie wie die meisten Menschen für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert, durch den Ausgang einer Wette, infolge deren

[1] Hechel, ein Gerät mit scharfen Drahtspitzen, zum Durchziehen und Reinigen des Flachses oder Hanfes. Hechel- und Mäusefallenkrämer, meist Italiener, entsprechen etwa unsern heutigen Rastelbindern.

er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhms auch so ziemlich der einzige Vorteil, den Margret aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Äußeres verwandte und allmählich anfing, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem frühern Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden, und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volks zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirten eben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel[1] alle ihre Vorgänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmütigsten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Herde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen

[1] Ähnlich wird der Fuhrmann „Weißkittel“ genannt in der Erzählung der Dichterin: „Bei uns zu Lande auf dem Lande.“

hwerten, wenn etwa ein Förster noch einzelne Nachzügler
n Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten alles wie
ie Wanderraupe, ganze Waldstrecken wurden in einer
lacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß
ian am andern Morgen nichts fand als Späne und
)üste Haufen von Topholz[1], und der Umstand, daß nie
Bagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer
om Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man
nter dem Schutz und vielleicht mit dem Beistande der
)chiffeigentümer handelte. In der Bande mußten sehr
ewandte Spione sein, denn die Förster konnten wochen-
ng umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob
türmisch oder mondhell, wo sie vor Übermüdung nach-
ließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß
as Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt
hien als die Förster selber. Von einigen Dörfern ward
it Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blau-
itteln gehörten, aber keines konnte als dringend ver-
ächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von
llen, das Dorf B., freisprechen mußte. Ein Zu l hatte
es bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner
ieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten,
ährend zu eben dieser Zeit die Blaukittel eine ihrer
ärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indes allzu groß,
eshalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher
nerhörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde pa-
touilliert, Ackerknechte, Hausbediente mit Gewehren
versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war
der Erfolg nur gering und die Wächter hatten oft kaum
das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaukittel
chon zum andern einzogen. Das währte länger als ein
)lles Jahr, Wächter und Blaukittel, Blaukittel und
Jächter, wie Sonne und Mond, immer abwechselnd im
esitz des Terrains und nie zusammentreffend.

[1] Reisigholz, Reisholz, Unterholz.

Es war im Juli 1756 früh um drei; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streif, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Talschlucht wie mit einem Goldbande schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachten Tieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigentümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nah bei den Kühen, die unbekümmert um die Forstgesetze ebenso oft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten. Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Sekunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden, und wiederholte sich etwa alle fünf bis acht Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Talgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern und der Tau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen, in das leise einschleichende Morgenrot. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Sekunden mit vorgebeugtem Oberleib wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann

schob er schnell zwei Finger in den Mund und pfiff gellend und anhaltend. — „Fidel, du verfluchtes Tier!“ — Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der, vom Schlafe aufgeschreckt, zuerst um sich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Trost suchte, von wo das Übel ausgegangen war. In demselben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüsches fast ohne Geräusch zurückgeschoben und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den silbernen Wappenschild am Arm[1], die gespannte Büchse in der Hand. Er ließ schnell seine Blicke über die Schlucht fahren und sie dann mit besonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen, trat dann vor, winkte nach dem Gebüsch und allmählich wurden sieben bis acht Männer sichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Weidmesser im Gürtel und die gespannten Gewehre in der Hand.

„Friedrich, was war das?“ fragte der zuerst Erschienene. — „Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle krepierte. Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopf fressen.“ — „Die Kanaille hat uns gesehen“, sagte ein anderer. — „Morgen sollst du auf die Reise mit einem Stein am Halse“, fuhr Friedrich fort und stieß nach dem Hunde. — „Friedrich, stell' dich nicht an wie ein Narr! Du kennst mich und du verstehst mich auch!“ — Ein Blick begleitete diese Worte, der schnell wirkte. — „Herr Brandis, denkt an meine Mutter!“ — „Das tu' ich. Hast du nichts im Walde gehört?“ — „Im Walde?“ — Der Knabe warf einen raschen Blick auf des Försters Gesicht. — „Eure Holzfäller, sonst nichts.“ — „Meine Holzfäller!“

Die ohnehin dunkle Gesichtsfarbe des Försters ging in tiefes Braunrot über. „Wie viele sind ihrer und wo treiben sie ihr Wesen?“ — „Wohin Ihr sie geschickt habt; ich weiß es nicht.“ — Brandis wandte sich zu seinen Gefährten: „Geht voran; ich komme gleich nach.“

[1] Mit dem Wappen des Fürsten.

Als einer nach dem andern im Dickicht verschwunden war, trat Brandis dicht vor den Knaben: „Friedrich," sagte er mit dem Ton unterdrückter Wut, „meine Geduld ist zu Ende; ich möchte dich prügeln wie einen Hund und mehr seid ihr auch nicht wert. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, gottlob, bald gebracht und an meiner Tür soll deine Mutter, die alte Hexe, keine verschimmelte Brotrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch beide ins Hundeloch!"

Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war totenbleich und seine Augen schienen wie Kristallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. — „Herr", sagte er fest, mit fast sanfter Stimme; „Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegeneinander aufgehen lassen und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören." — Er stockte einen Augenblick. — „Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?"

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch und schritt dem Gebüsche zu. — „Nein, Herr," rief Friedrich, „wenn Ihr zu den andern Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen." — „An der Buche?" sagte Brandis zweifelhaft, „nein, dort hinüber, nach Mastergrunde." — „Ich sage Euch, an der Buche; des langen

Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!"

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein. Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen, halb liegend, den Arm um einen dürren Ast geschlungen, sah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachsenen Steig glitt, mit den vorsichtigen weiten Schritten seines Metiers,[1] so geräuschlos wie ein Luchs die Hühnerstiege[2] erklimmt. Hier sank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umrisse seiner Gestalt schwanden immer mehr. Da blitzte es noch einmal durchs Laub. Es war ein Stahlknopf seines Jagdrocks; nun war er fort. Friedrichs Gesicht hatte während dieses allmählichen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. „Es ist zu spät", sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsche, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintenstein[3] schärfte. Friedrich horchte. — „Nein!" sagte er dann mit entschlossenem Tone, raffte seine Siebensachen zusammen und trieb das Vieh eilfertig die Schlucht entlang.

Um Mittag saß Frau Margret am Herd und kochte Tee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfschmerzen und hatte auf ihre besorgte Nachfrage erzählt, wie er sich schwer geärgert über den Förster; kurz den ganzen eben beschriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er besser fand, für sich zu behalten. Margret sah schweigend und trübe in das siedende Wasser. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber

[1] Metier = Beruf.

[2] Hühnerstiege oder Hühnersteige: Leiter zum Hühnerkäfig.

[3] Die alten Flinten wurden mittels Feuersteinen abgebrannt.

heute kam er ihr so angegriffen vor wie sonst nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge sein? sie seufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

„Mutter!“ rief Friedrich aus der Kammer. — „Was willst du?“ — „War das ein Schuß?“ — „Ach nein, ich weiß nicht, was du meinst.“ — „Es pocht mir wohl nur so im Kopfe,“ versetzte er.

Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leisem Flüstern irgendeine unbedeutende Klatscherei, die Margret ohne Teilnahme anhörte. Dann ging sie. — „Mutter!“ rief Friedrich. Margret ging zu ihm hinein. „Was erzählte die Hülsmeyer?“ — „Ach gar nichts, Lügen, Wind!“ — Friedrich richtete sich auf. — „Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran.“ — Friedrich legte sich wieder hin. „Ich will sehen, ob ich schlafen kann“, sagte er.

Margret saß am Herde; sie spann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Türe klinkte und der Gerichtsschreiber[1] Kapp trat herein. — „Guten Tag, Frau Mergel“, sagte er; „könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? ich komme von M.“ — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: „Wo ist Friedrich?“ Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen, und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. „Wißt Ihr wohl,“ sagte er dann, „daß die Blaukittel in dieser Nacht wieder im Masterholze eine ganze Strecke so kahl gefegt haben wie meine Hand?“ — „Ei, du frommer Gott!“ versetzte sie gleichgültig. „Die Schandbuben,“ fuhr der Schreiber fort, „ruinieren alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drin steckt! Es ist, als ob ihnen andrer Leute Schaden ebenso

[1] Die Formen: Gerichtsschreiber und Gerichtschreiber wechseln.

lieb wäre wie ihr Profit!" — „Es ist schade!" sagte Margret.

Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Habt Ihr nichts von Brandis gehört?" fragte er plötzlich. — „Nichts; er kommt niemals hier ins Haus." — „So wißt Ihr nicht, was ihm begegnet ist?" — „Was denn?" fragte Margret gespannt. — „Er ist tot!" — „Tot!" rief sie, „was, tot? Um Gotteswillen! er ging ja noch heute morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken!" — „Er ist tot," wiederholte der Schreiber, sie scharf fixierend; „von den Blaukitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche ins Dorf gebracht."

Margret schlug die Hände zusammen. — „Gott im Himmel, geh' nicht mit ihm ins Gericht! er wußte nicht, was er tat!" — „Mit ihm!" rief der Amtsschreiber, „mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr?" Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margret eilte hin und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt und ächzte wie ein Sterbender. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter. — „Wie ist dir?" wiederholte der Amtsschreiber. — „O mein Leib, mein Kopf!" jammerte er. — „Was fehlt ihm?" — „Ach, Gott weiß es," versetzte sie; „er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war. — Friedrich — Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doktor?" — „Nein, nein," ächzte er, „es ist nur Kolik, es wird schon besser."

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. — „Geht," sagte er matt; „ich muß schlafen, dann geht's vorüber." — „Frau Mergel," sagte der Amtsschreiber ernst, „ist es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hause kam und nicht wieder fortging?" — Sie sah ihn starr an. — „Fragt jedes Kind auf der Straße. Und Fortgehen? — wollte Gott, er könnt' es!" — „Hat er Euch nichts

von Brandis erzählt?" — „In Gottes Namen, ja, de er ihn im Walde geschimpft und unsere Armut vorgeworfe hat, der Lump! — Doch Gott verzeih' mir, er ist to — Geht!" fuhr sie heftig fort; „seid Ihr gekommen, u ehrliche Leute zu beschimpfen? Geht!" — Sie wand sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. – „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter; „hast du wo gehört? schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und A solution!" — „Mutter, Mutter, um Gottes willen l mich schlafen; ich kann nicht mehr!"

In diesem Augenblick trat Johannes Niemand i die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstang aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahre gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlic „Friedrich," stotterte er, „du sollst sogleich zum Oh kommen; er hat Arbeit für dich; aber sogleich." – Friedrich drehte sich gegen die Wand. — „Ich komn nicht," sagte er barsch, „ich bin krank." — „Du mus aber kommen," keuchte Johannes; „er hat gesagt, i müßte dich mitbringen." — Friedrich lachte höhnisch au „Das will ich doch sehen!" — „Laß ihn in Ruhe, kann nicht," seufzte Margret, „du siehst ja, wi es steht." — Sie ging auf einige Minuten hinaus; al sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. – „Was fällt dir ein?" rief sie, „du kannst, du sollst nich gehen!" — „Was sein muß, schickt sich wohl," versetzt er und war schon zur Türe hinaus mit Johannes. – „Ach Gott," seufzte die Mutter, „wenn die Kinder klei sind, treten sie uns in den Schoß, und wenn sie gro sind, ins Herz!"

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfan genommen, die Tat lag klar am Tage; über den Täte aber waren die Anzeigen[1] so schwach, daß, obschon all Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, mai doch nicht mehr als Mutmaßungen wagen konnte. Ein

[1] Das Anzeigen = Merkmal; richtiger wäre Anzeichen

Spur schien Licht geben zu wollen: doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtschreiber genötigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, teils neugierigen, teils solchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung, daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien. Acht Forstbeamte wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandis habe sie am zehnten abends zur Runde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müsse Kunde zugekommen sein; doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandis gesagt: „Wir sind angeführt, laßt uns heimgehen.“ — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaukittel am Werk seien. Man habe nun eine Weile beratschlagt, ob es tunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandis sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, stille gestanden, um den Oberförster zu erwarten. Die Zögerung habe sie verdrossen und nach etwa zehn Minuten seien sie weitergegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden,

die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses ins Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden gewesen. Auch habe die Dürre der Jahreszeit und der mit Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsumher wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp blitzen sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegend fand, grad ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und keiner wollte etwas bemerkt haben. Was war zu machen? sie waren sämtlich angesessene, unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward hereingerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Oberförster ziemlich der Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er geratener fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen. Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der

dieser seine Herde schon zehn Minuten später ins Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsschreiber saß unmutig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrichs Auge. „Wem gehört dies?“ — Friedrich sprang drei Schritt zurück. „Herr Jesus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen.“ Seine Augen waren rasch über das tödliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. „Ich weiß es nicht,“ sagte er fest. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — „Sieh sie genau an“, fuhr der Gerichtschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. „Es ist eine Axt wie andere,“ sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal sehr bestimmt: „Ich kenne sie nicht.“ Der Gerichtschreiber seufzte vor Unmut. Er selbst wußte um nichts mehr und hatte nur einen Versuch zu möglicher Entdeckung durch Überraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht, und die darauf folgenden geschärften Maßregeln der Mut genommen; sie waren von nun an wie verschwunden, und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes Corpus delicti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Rostflecken. Es würde in einer erdichteten Ge-

schichte unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu tun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt[1] und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle. Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simons Hause eingeräumt war. In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen und er hoffte, es mit Hilfe des schwachen Mondlichts zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammertür stand Simon, fast unbekleidet, seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Bläße des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Aussehen. „Sollte er nachtwandeln?“ dachte Friedrich und verhielt sich ganz still. — „Friedrich, wohin?“ flüsterte der Alte. — „Ohm, seid Ihr's? ich will beichten gehen.“ — „Das dacht' ich mir; geh' in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ.“ — „Das will ich,“ sagte Friedrich. — „Denk' an die zehn Gebote: du sollst kein Zeugnis ablegen gegen deinen Nächsten.“ — „Kein falsches!“ — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig.“

Beide schwiegen. — „Ohm, wie kommt Ihr darauf?“ sagte Friedrich dann; „Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen.“ — „Ich? so?“ — „Wo ist Eure Axt?“ — „Meine Axt? auf der Tenne.“ — „Habt Ihr einen neuen Stiel hineingemacht? wo ist der alte?“ — „Den kannst du heute bei Tag im Holzschuppen finden. Geh,“ fuhr er verächtlich fort, „ich dachte, du seist ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint, das Haus brennt, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh,“

[1] 15. August.

fuhr er fort, „wenn ich mehr von der Geschichte weiß als der Türpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. — Längst war ich zu Haus", fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. Er hätte viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

„Ich habe schwere Schuld," seufzte Friedrich, „daß ich ihn den unrechten Weg geschickt — obgleich — doch, dies hab' ich nicht gedacht, nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken." — „So geh', beicht'!" flüsterte Simon mit bebender Stimme; „verunehre das Sakrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brot aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh'!" — Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammertür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht, erlosch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon alles tat, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit und vor allem ein grenzenloser Hochmut, der nicht immer den Schein verschmähte und dann alles daran setzte, durch Wahrmachung des Usurpierten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußern vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbte.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margret immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordent-

lich und manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam immer unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Übergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei. Nur ein Bursch im Dorfe, Wilm[1] Hülsmeyer, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse, ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war als Friedrich und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu machen wußte, so war dies der einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

---

Vier Jahre waren verflossen; es war im Oktober; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichtum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen als je. Überall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Taler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, solide Hochzeit und die Gäste durften mehr erwarten als eine verstimmte Geige, ein Glas Branntwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war alles auf den Beinen; vor

[1] Wilhelm.

jeder Tür wurden Kleider gelüftet und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war sieben Uhr abends und alles in vollem Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niedern Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, roten und gelben Gestalten, gleich Pfandställen[1], in denen eine zu große Herde eingepfercht ist. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt, wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte sich darauf immer rundum und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige als anerkannte Künstlerin prädominierend, die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten von Dilettanten ad libitum gestrichen; Branntwein und Kaffee im Überfluß, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest. Friedrich stolzierte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte sein Recht als erster Elegant geltend. Als auch die Gutsherrschaft anlangte, saß er gerade hinter der Baßgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

„Johannes!“ rief er gebieterisch und heran trat sein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenken Beine zu schlenkern und eins zu jauchzen versucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine stolze Kopfbewegung seinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. „Nun lustig, Musikanten: den Papen van Istrup!“[2] Der beliebte Tanz

[1] Ställe für gepfändetes Vieh.

[2] Der Pape (= Pfaffe) van Istrup ist nach den „Bildern aus Westfalen“ ein beliebter Nationaltanz der Westphalen, ein Durcheinanderwirbeln und Verschlingen, das bei Hochzeiten erst nach dem Lichtanzünden beginnt und dem „Reisenden für Völker- und Länderkunde“ den Zeitpunkt angibt, wo es für ihn geratener sein möchte, sich zu entfernen, da fortan die Aufregung der Gäste bis zu einer Höhe steigt, deren Kulminationspunkt nicht voraus zu berechnen ist.

ward gespielt und Friedrich machte Sätze vor den Augen seiner Herrschaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumm an ihren Ständern herlief.[1] Fußhoch über die andern tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrien Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar ins Gesicht schleuderte.

„Jetzt ist es gut!“ sagte er endlich und trat schweißtriefend an den Kredenztisch; „die gnädigen Herrschaften sollen leben und alle die hochadeligen Prinzen und Prinzessinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren schlagen, daß er die Engel singen hört!“ — Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toast. — Friedrich machte seinen Bückling. — „Nichts für ungut, gnädige Herrschaften; wir sind nur ungelehrte Bauersleute!“ In diesem Augenblick erhob sich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geschrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. „Butterdieb, Butterdieb!“ riefen ein paar Kinder und heran drängte sich, oder vielmehr ward geschoben, Johannes Niemand, den Kopf zwischen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange strebend. — „Was ist's? was habt ihr mit unserem Johannes?“ rief Friedrich gebieterisch.

„Das sollt Ihr früh genug gewahr werden“, keuchte ein altes Weib mit der Küchenschürze und einem Wischhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hause das Schlechteste gut genug sein mußte, hatte versucht, sich ein halbes Pfündchen Butter

[1] Annette von Droste schildert in den Bildern aus Westfalen das Münsterländische Bauernhaus: „Das lange Gebäude von Ziegelsteinen, mit tief niederragendem Dache, und von der Tenne durchschnitten, an der zu beiden Seiten eine lange Reihe Hornvieh, ostfriesischer Rasse, mit seinen Ketten klirrt, — die große Küche, hell und sauber, mit gewaltigem Kamine, unter dem sich das ganze Hausperſonal bergen kann.“

für die kommende Dürre zu sichern, und ohne daran zu denken, daß er es, sauber in sein Schnupftuch gewickelt, in der Tasche geborgen, war er ans Küchenfeuer getreten, und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang. Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück, aus Furcht, sich zu beschmutzen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl aus Mitleid als Vorsicht. Aber Friedrich trat vor: „Lumpenhund!“ rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schützling; dann stieß er ihn an die Tür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg.

Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffekt: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. „Es ist bald zehn“, sagte er. „Jetzt den Brautmenuett! ich will Musik machen.“

„Eine prächtige Uhr!“ sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor. — „Was hat sie gekostet?“ rief Wilm Hülsmeyer, Friedrichs Nebenbuhler. — „Willst du sie bezahlen?“ fragte Friedrich. — „Hast du sie bezahlt?“ antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff in schweigender Majestät zum Fiedelbogen. — „Nun, nun,“ sagte Hülsmeyer, „dergleichen hat man schon erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm.“ Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde, umgelegt

wurde.[1] Das junge Blut weinte sehr, teils weil es die Sitte so wollte, teils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgensonne".[2] — „Du hast nun genug geweint," sagte er verdrießlich; „bedenk', du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!" — Sie sah demütig zu ihm auf und schien zu fühlen, daß er recht habe. — Das Geschäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß[3] geschaut, ob die Binde gerade sitze,

[1] Vgl. „Bilder aus Westfalen": „Ist die Braut eine echte ‚Flüggebraut', eine Braut in Kranz und fliegenden Haaren, so tritt sie gewiß stolz wie eine Fürstin auf und dieses glorreiche Familienereignis wird noch der Ruhm ihrer Nachkommen, die sich dessen wohl zu rühmen wissen, wie stattlich sie mit Spiegeln und Flittergold in den Haaren einhergestrahlt sei ... plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander und alles strömt ... der weinenden Braut nach, die jetzt zum letzten Male umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchentum geschieden wird ... Die Braut erscheint nun barhäuptig und in Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brunhildis, greift aber dennoch nach ihres Mannes bereitliegendem Hute und setzt ihn auf; die Frauen tun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr selbst ehrerbietig reicht und eine stattliche Frauenmenuett beschließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Ehestandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß sie am Hochzeitstage ihres Mannes Hut getragen."

[2] Es scheinen zwei Bibelstellen zusammengeflossen zu sein: Hohes Lied 6, 10 „Wer ist die, die hervorgeht wie die Morgenröte? So schön wie der Mond, wie die Sonne so rein ..." und Psalm 19, 6 „sie tritt heraus, wie ein Bräutigam aus seinem Brautgemach".

[3] Dreifuß (niederdeutsch: dreest), ein eisernes Küchen-

und man drängte sich wieder der Tenne zu, von wo unauslöschliches Gelächter und Lärm herüberschallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächsten Städtchen, plötzlich erschienen war und nach einem kurzen, unbefriedigenden Zwiegespräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Talern für eine schon um Ostern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer schreiend: „O weh mir! warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben sie mir nicht hundertmal gesagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brot im Schranke!" — Die Tenne tobte von Gelächter; manche hatten sich auf den Hof nachgedrängt. — „Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein!" riefen einige; andere waren ernst geworden. — „Der Friedrich sah so blaß aus wie ein Tuch," sagte eine alte Frau und die Menge teilte sich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte.

Herr von S. war auf dem Heimwege verstimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunsch, seine Popularität aufrecht zu erhalten, ihn bewog, solchen Festen beizuwohnen. Er sah schweigend aus dem Wagen. „Was sind denn das für ein paar Figuren?" — Er deutete auf zwei dunkle Gestalten, die vor dem Wagen rannten wie Strauße. Nun schlüpften sie ins Schloß. — „Auch ein paar selige Schweine aus unserm eigenen Stall!" seufzte Herr von S. Zu Hause angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und atemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergels Geist verfolgt worden

---

gerät, bestehend aus einem breiten Ring oder Dreieck mit drei Beinen, worauf man Pfannen und Kessel stellt. Der Scherz soll die Glücksprophezeiungen parodieren.

zu sein, als sie durchs Brederholz heimkehrten. Zuerst hatte es über ihnen an der Höhe geraufscht und geknistert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper wie von aneinander geschlagenen Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: „O weh, meine arme Seele!“ hoch von oben herab. Der eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben und beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

„Dummes Zeug!“ sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, sich umzukleiden. Am andern Morgen wollte die Fontäne im Garten nicht springen und es fand sich, daß jemand eine Röhre verrückt hatte, augenscheinlich um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuk gilt. „Hm,“ sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren.“

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt ins Dunkle, nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. — „Furchtbares Wetter!“ sagte Herr von S. Seine Frau sah ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt?“ sagte sie; „Gretchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! — Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten.“ Alles kniete nieder und die Hausfrau begann: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“ Ein furchtbarer Donnerschlag. Alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei und Getümmel die Treppe heran. — „Um Gottes willen! brennt es?“ rief Frau von S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Türe ward aufgerissen, und herein stürzte die Frau des Juden Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild

um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn auf die Knie. „Gerechtigkeit!“ rief sie, „Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen!“ und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte, durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlächter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht dagewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte. Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich, trotz allem Locken, im Walde verlaufen. Mit einem Male sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Moose. Es ist der Stab ihres Mannes und fast im selben Augenblicke bricht der Hund durchs Gebüsch und trägt etwas im

Maule: es ist der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dürrem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden. — Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im allgemeinen unterstützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelassen und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr stumpfsinnig. — „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“[1] dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorstieß.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. selbst Zeuge eines Auftritts gewesen war, der den dringendsten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abende, das Aneinanderschlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der Amtsschreiber gerade abwesend war, so betrieb Herr von S. selbst alles rascher, als sonst geschehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos wie möglich das Haus der armen Margret umstellt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margret völlig gekleidet in der Türe erschien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus.

„Wo ist Friedrich?“ fragte er mit unsicherer Stimme. — „Sucht ihn,“ antwortete sie und setzte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick. „Herein, herein!“ sagte er dann barsch; „worauf warten wir?“ Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Söller, in den Keller, stieß ins Stroh, schaute hinter jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, sahen hinter den Zaun und in die

[1] Biblisch: 2. Mos. 21, 24; 3. Mos. 24, 20; 5. Mos. 19, 21; Matth. 5, 38.

Apfelbäume hinauf; er war nicht zu finden. — „Entwischt!“ sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer.“ — Margret antwortete nicht. — „Gebt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein: des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S. nahm sie mit zur Durchsicht und man verließ das Haus, ohne daß Margret ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt. — „Sie kommen immer zu spät“, sagte Herr von S. verdrießlich. „War denn nicht irgendein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? und warum weckte man Sie dann nicht?“ — „Gnädiger Herr,“ versetzte Kapp, „allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann,“ fügte er mit klagender Miene hinzu, „daß ich so todmüde war.“ — „Schöne Polizei!“ murmelte der Gutsherr, „jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll.“ Dann fuhr er heftig fort: „Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!“

Beide schwiegen eine Weile. — „Mein Fuhrmann hatte sich in der Nacht verirrt", hob der Amtsschreiber wieder an; „über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu sehen. Da sagte der Kutscher: ‚Wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen!' Mir war selbst bange; ich ließ halten und schlug Feuer, um wenigstens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Male hörten wir ganz nah, perpendikulär[1] unter uns die Glocke schlagen. Ew. Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zumut wurde. Ich sprang aus dem Wagen, denn seinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So stand ich, in Kot und Regen, ohne mich zu rühren, bis es gottlob sehr bald anfing zu dämmern. Und wo hielten wir? dicht an der Heerser Tiefe und den Turm von Heerse gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritte weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes gewesen." — „Das war in der Tat kein Spaß," versetzte der Gutsherr, halb versöhnt.

Er hatte unterdessen die mitgenommenen Papiere durchgesehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meisten von Wucherern. — „Ich hätte nicht gedacht," murmelte er, „daß die Mergels so tief drin steckten." — „Ja, und daß es so an den Tag kommen muß," versetzte Kapp; „das wird kein kleiner Ärger für Frau Margret sein." — „Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht!" — Mit diesen Worten stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenschau vorzunehmen. — Die Untersuchung war kurz, gewaltsamer Tod erwiesen, der vermutliche Täter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravierend[2],

[1] Senkrecht. — [2] Belastend, beschwerend.

doch ohne persönliches Geständnis nicht beweisend, seine Flucht allerdings sehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geschlossen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Anteil gezeigt. Das Haus der Witwe ward nie leer von Jammernden und Ratenden. Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L.[1] gesehen worden. Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs äußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Täter auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Täter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umgegend sei. Als dennoch alles nichts half und die gerichtliche Verhandlung für beendet erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aarons Stab gefunden und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. — „Wollt ihr sie fällen? so mitten im vollen Laube?“ fragte der Gutsherr. — „Nein, Ihro Gnaden, sie muß stehen bleiben im Winter und Sommer, solange ein Span daran ist.“ — „Aber wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag.“ — „Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis.“ — Sie boten 200 Taler. Der Handel ward geschlossen und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schädigen. Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an

[1] In der Quelle: Lippstadt.

der Spitze, in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen. Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in das Zellerfeld, wo sie sich zerstreuten und jeder seines Weges ging.

Am nächsten Morgen stand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

אם תעמוד במקום הזה יפגע בך כאשר אתה עושה לי[1]

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer so schwachen Polizei nicht mehr fürchten zu dürfen. Er war bald verschollen, vergessen. Ohm Simon redete selten von ihm, und dann schlecht; die Judenfrau tröstete sich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margret blieb ungetröstet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsschreibers. — „Sonderbar, sonderbar!“ sagte er. „Denken Sie sich, Kapp, der Mergel ist vielleicht unschuldig an dem Morde. Soeben schreibt mir der Präsident des Gerichtes zu P.[2]: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable;[3] das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wissen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer,[4] Friedrich Mergel, den Juden mag ebenso wenig erschlagen haben als ich oder Sie? Leider fehlen die Beweise, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Ein Mitglied der Schlemmingschen Bande (die wir jetzt, nebenbei gesagt, größtenteils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoises genannt, hat im letzten Verhöre ausgesagt, daß ihn nichts so sehr gereue als der Mord

---

[1] Transkribiert: ʾIm taʿamōd ba-mākōm ha-ze jifgā bākh kaʾaśer attā ʿōsē lī, vgl. S. 64.

[2] Paderborn.

[3] Das Wahre ist nicht immer wahrscheinlich.

[4] Formelheft: Untertan.

eines Glaubensgenossen Aaron, den er im Walde erschlagen und doch nur sechs Groschen bei ihm gefunden habe. Leider ward das Verhör durch die Mittagsstunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat sich der Hund von einem Juden an seinem Strumpfband erhängt. Was sagen Sie dazu? Aaron ist zwar ein verbreiteter Name usw." — Was sagen Sie dazu?" wiederholte der Gutsherr; „und weshalb wäre der Esel von einem Burschen denn gelaufen?" — Der Amtsschreiber dachte nach. — „Nun, vielleicht der Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Untersuchung waren. Heißt es nicht: der Böse läuft vor seinem eigenen Schatten? Mergels Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken."

Dabei beruhigte man sich. Friedrich war hin, verschwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm.

---

Eine schöne, lange Zeit war verflossen, achtundzwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmütiger Gehilfe Kapp längst begraben. Menschen, Tiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektische[1] Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen. Es war am Vorabende des Weihnachtfestes, den 24. Dezember 1788. Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an zwölf Fuß hoch, und eine durchdringende Frostluft machte die Fensterscheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln und in jedem Hause lagen die Einwohner auf den Knien, um den Eintritt des heiligen Christfestes mit Gebet zu erwarten, wie

[1] schwindsüchtig.

dies in katholischen Ländern Sitte ist oder wenigstens damals allgemein war. Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf; der Wanderer schien sehr matt oder krank; er stöhnte schwer und schleppte sich äußerst mühsam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges stand er still, lehnte sich auf seinen Krückenstab und starrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war so still überall, so tot und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun schlug es zwölf im Turm; der letzte Schlag verdröhnte langsam und im nächsten Hause erhob sich ein leiser Gesang, der, von Hause zu Hause schwellend, sich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute
Von einer Jungfrau säuberlich,
Des freu'n sich alle Leute;
Und wär' das Kindelein nicht gebor'n,
So wären wir alle zusammen verlor'n:
Das Heil ist unser aller.
O du mein liebster Jesu Christ,
Der du als Mensch geboren bist,
Erlös uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Knie gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen; es ward nur ein lautes Schluchzen daraus und schwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leise mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt und die Lichter in den Häusern begannen sich zu bewegen. Da richtete der Mann sich mühselig auf und schlich langsam hinab in das Dorf. An mehreren Häusern keuchte er vorüber, dann stand er vor einem still und pochte leise an.

„Was ist denn das?" sagte drinnen eine Frauenstimme; „die Türe klappert und der Wind geht doch nicht." — Er pochte stärker: „Um Gottes willen, laßt

einen halberfrorenen Menschen ein, der aus der türkischen Sklaverei kommt!" — Geflüster in der Küche. „Geht ins Wirtshaus," antwortete eine andere Stimme, „das fünfte Haus von hier!" — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein! ich habe kein Geld." — Nach einigem Zögern ward die Tür geöffnet und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — „Kommt nur herein!" sagte er dann, „Ihr werdet uns den Hals nicht abschneiden."

In der Küche befanden sich außer dem Manne eine Frau in den mittlern Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten sich um den Eintretenden her und musterten ihn mit scheuer Neugier. Eine armselige Figur! mit schiefem Halse, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes, schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging schweigend an den Herd und legte frisches Reisig zu. — „Ein Bett können wir Euch nicht geben", sagte sie; „aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch schon so behelfen." — „Gott's Lohn!" versetzte der Fremde; „ich bin's wohl schlechter gewohnt." — Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt und er selbst bestätigte, daß er derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des so lange Verschollenen. Jeder wollte den Mann aus der Türkei sehen und man wunderte sich beinahe, daß er noch aussehe wie andere Menschen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden seine Züge noch ganz wohl heraus, so erbärmlich entstellt er auch war. „Johannes, Johannes, was seid Ihr grau geworden!" sagte eine alte Frau. „Und woher habt Ihr den schiefen Hals?" — „Vom Holz- und Wassertragen in der Sklaverei," versetzte er. — „Und was ist aus Mergel geworden? Ihr seid doch zusammen fortgelaufen?" — „Freilich wohl;

aber ich weiß nicht, wo er ist, wir sind voneinander gekommen. Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn", fügte er hinzu, „er wird es wohl nötig haben."

Man fragte ihn, warum Friedrich sich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erschlagen? — „Nicht?" sagte Johannes und horchte gespannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr geflissentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergels Namen zu löschen. „Also ganz umsonst," sagte er nachdenkend, „ganz umsonst so viel ausgestanden!" Er seufzte tief und fragte nun seinerseits nach manchem. Simon war lange tot, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozesse und böse Schuldner, die er nicht gerichtlich belangen durfte, weil es, wie man sagte, zwischen ihnen keine reine Sache war. Er hatte zuletzt Bettelbrot gegessen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh gestorben. Margret hatte länger gelebt, aber in völliger Geistesdumpfheit. Die Leute im Dorf waren es bald müde geworden, ihr beizustehen, da sie alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menschen ist, gerade die Hilflosesten zu verlassen, solche, bei denen der Beistand nicht nachhaltig wirkt und die der Hilfe immer gleich bedürftig bleiben. Dennoch hatte sie nicht eigentlich Not gelitten; die Gutsherrschaft sorgte sehr für sie, schickte ihr täglich das Essen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zustand in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hause wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abend Friedrichs Uhr so sehr bewundert hatte. — „Alles hin, alles tot!" seufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond schien, sah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige schien er aus der Ferne starre Blicke zu heften. So fand ihn der Förster Brandis, der Sohn des Erschlagenen, den

die Gutsherrschaft abgeschickt hatte, ihn ins Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er scheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der sehr zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem roten Käppchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, sehr alt geworden.

„Nun, Johannes," sagte der Gutsherr, „erzähl' mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber," er musterte ihn durch die Brille, „du bist ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei!" — Johannes begann: wie Mergel ihn nachts von der Herde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? du weißt doch, daß er unschuldig war?" — Johannes sah vor sich nieder: „Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß alles war, wie es sein sollte." — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?" — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerse; da war es noch dunkel und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller würde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten; und wie wir eine Weile gesessen hatten, hörten wir mit einem Male über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerser Kirchturm. Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten, in Gottes Namen geradeaus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P."

Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schaudern und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp und dessen Abenteuer am Heerser Hange. — „Sonderbar!" lachte er, „so nah wart ihr einander!

aber fahr fort." — Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen. Von da an hatten sie sich als wandernde Handwerksbursche durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau.[1] „Ich hatte meinen Brotsack bei mir," sagte er, „und Friedrich ein Bündelchen; so glaubte man uns." — In Freiburg hatten sie sich von den Österreichern anwerben lassen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich bestand darauf. So kam er unter den Train. „Den Winter über blieben wir in Freiburg," fuhr er fort, „und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte. Im Frühling mußten wir marschieren, nach Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen, denn ich wurde gleich in der ersten Affäre gefangen und bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der türkischen Sklaverei gewesen!" — „Gott im Himmel! das ist doch schrecklich!" sagte Frau von S. — „Schlimm genug; die Türken halten uns Christen nicht besser als Hunde; das Schlimmste war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und sollte noch immer tun wie vor Jahren."

Er schwieg eine Weile. „Ja," sagte er dann, „es ging über Menschenkräfte und Menschengeduld; ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländisches Schiff." — „Wie kamst du denn dahin?" fragte der Gutsherr. — „Sie fischten mich auf, aus dem Bosporus," versetzte Johannes. Der Baron sah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter. Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. „Der Skorbut[2] riß ein;

[1] Der Breisgau gehörte bis 1801 zu Österreich.

[2] Skorbut (Scharbock): Ernährungsstörung des Organismus, welche von krankhafter Blutmischung abhängt und sich in Blutungen verschiedener Gewebe, namentlich des Zahnfleisches äußert; häufig auf langen Seereisen infolge schlechter Nahrung.

wer nicht ganz elend war, mußte über Macht arbeiten und das Schiffstau regierte ebenso streng wie die türkische Peitsche. Endlich," schloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu seinem Pförtner machen. Aber" — er schüttelte den Kopf — „ich bettelte mich lieber durch bis hieher." — „Das war dumm genug," sagte der Gutsherr. — Johannes seufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?" Der Gutsherr hatte seine Börse gezogen: „Da, Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas konfus durcheinander. — Du bist wohl noch sehr müde?" — „Sehr müde," versetzte Johannes; „und," er deutete auf seine Stirn, „meine Gedanken sind zuweilen so kurios, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist." — „Ich weiß schon," sagte der Baron, „von alter Zeit her. Jetzt geh. Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder."

Herr von S. hatte das innigste Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmieten könne; essen sollte er täglich im Schlosse und für Kleidung fand sich auch wohl Rat. „Herr," sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas tun; ich kann hölzerne Löffel machen und Ihr könnt mich auch als Boten schicken." Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das würde doch nicht sonderlich ausfallen." — „O doch, Herr, wenn ich erst im Gange bin — es geht nicht schnell, aber hin komme ich doch und es wird mir auch nicht so sauer, wie man denken sollte." — „Nun," sagte der Baron zweifelnd, „willst du's versuchen? hier ist ein Brief nach P. Es hat keine sonderliche Eile."

Am folgenden Tage bezog Johannes sein Kämmer-

chen bei einer Witwe im Dorfe. Er schnitzelte Löffel, aß auf dem Schlosse und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gütig und Herr von S. unterhielt sich oft lange mit ihm über die Türkei, den österreichischen Dienst und die See. — „Der Johannes könnte viel erzählen," sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so grundeinfältig wäre." — „Mehr tiefsinnig als einfältig," versetzte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über." — „Ei bewahre!" antwortete der Baron, „er war sein Lebenlang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt."

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstelzen hörte. — „Du bist lange ausgeblieben, Johannes," sagte sie; „ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt." — „Ich bin durch den Föhrengrund gegangen." — „Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durchs Brederholz?" — Er sah trübe zu ihr auf: „Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duselig," fügte er langsam hinzu. — „Sahst du wohl," sagte Frau von S. nachher zu ihrem Manne, „wie wunderlich und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende."

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen und mancher Hektische fühlte die Schere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter dem Einflusse des nahen Äquinoktiums zu leiden; die ihn in diesen Tagen sahen, sagten, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter tat, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn

verschickt, am zweiten auch nicht, am dritten Tage ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging ins Schloß und fragte nach. — „Gott bewahre," sagte der Gutsherr, „ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselige Krüppel," setzte er bewegt hinzu, „auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit," rief er den abziehenden Jägern nach, „und sucht vor allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche!" rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe: „Wenn ich mir denke, daß einer so liegen muß wie ein Stein und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch wohl ohne Nahrung aus." — Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; „er schnitt ihn aber ganz entzwei," sagte das kleine Mädchen. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knien, als ob er schliefe. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

„Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wäre! da kann keine Seele hindurch," sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag[1]; man blies und hallohte und kehrte endlich mißvergnügt

[1] Junger Schlag: wo vor nicht langer Zeit geschlagen, das Holz also noch jung ist; vgl. Aufschlag S. 28, 51.

heim, als man sich überzeugt, daß die Tiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — „Laßt nicht nach! laßt nicht nach!“ bat Frau von S.; „besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird.“ — Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen aufschließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte; dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel. Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. „Ein Andenken von Mergel,“ murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen. Die Nachsuchungen wurden fortgesetzt, bis man sich überzeugt hatte, Johannes sei nicht mehr in der Gegend, wenigstens nicht lebendig. So war er denn zum zweitenmal verschwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren seine Knochen in einem trockenen Graben? ihn lebend wieder zu sehen, dazu war wenig Hoffnung und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage später kehrte der junge Brandis morgens von einer Besichtigung seines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel sang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Ästen und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandis war sehr ermüdet. Bald nahm er seine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald setzte er sie wieder auf. Es war alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag sehr beschwerlich. Ringsumher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin strebte er denn auch aus allen Kräften und ließ sich

todmatt auf das beschattete Moos darunter nieder. Die Kühle zog so angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß. „Schändliche Pilze!“ murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend eine Art sehr saftiger Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandis glaubte solche unangenehmen Nachbarn zu spüren, er wandte sich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufstehen; sein Hund sprang unterdessen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. — „Was hast du da, Bello? eine Katze?“ murmelte Brandis. Er öffnete die Wimper halb und die Judenschrift fiel ihm ins Auge, sehr ausgewachsen, aber doch noch ganz kenntlich. Er schloß die Augen wieder; der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich seinem Herrn die kalte Schnauze ans Gesicht. — „Laß mich in Ruh! was hast du denn?“ Hiebei sah Brandis, wie er so auf dem Rücken lag, in die Höhe, sprang dann mit einem Satze auf und wie besessen ins Gestrüpp hinein. Totenbleich kam er auf dem Schlosse an: in der Judenbuche hänge ein Mensch; er habe die Beine gerade über seinem Gesichte hängen sehen. — „Und du hast ihn nicht abgeschnitten, Esel?“ rief der Baron. — „Herr,“ keuchte Brandis, „wenn Ew. Gnaden dagewesen wären, so wüßten Sie wohl, daß der Mensch nicht mehr lebt. Ich glaubte anfangs, es seien die Pilze!“ Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog selbst mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. „Ich sehe nichts,“ sagte Herr von S. — „Hierher müssen Sie treten, hierher, an diese Stelle!“ — Wirklich, dem war so: der Gutsherr erkannte seine eigenen abgetragenen Schuhe. — „Gott, es ist Johannes! — Setzt die Leiter an! — so — nun herunter! — sacht, sacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer sind schon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde.“ — Eine breite Narbe ward sichtbar; der Gutsherr fuhr zurück. — „Mein Gott!“ sagte er; er beugte

sich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerksamkeit und schwieg eine Weile in tiefer Erschütterung. Dann wandte er sich zu den Förstern: „Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sagt es nur allen Leuten: der da“ — er deutete auf den Toten — „war Friedrich Mergel.“ — Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt.

Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahrs 1789. — Die hebräische Schrift an dem Baume heißt:

„Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir getan hast.“

# Einführung.

**Die Dichterin und ihre Werke.** Die bunte Fülle der deutschen Volksstämme und Landschaften spiegelt sich in der unvergleichlichen Vielseitigkeit unserer schönen Literatur wieder. Schon im Mittelalter treten einzelne Landschaften als die führenden hervor, werden später von anderen abgelöst, eine rege Wechselwirkung entsteht. Im 18. Jahrhundert wird ein Ausgleich versucht und erreicht. Das Gemeinsame überragt und übertrifft alles Trennende und Sondernde. Im 19. Jahrhundert gehen Einheit und Vielheit ein merkwürdiges Bündnis ein, in der Gegenwart macht das Landschaftliche sich wieder in ganz besonderer Weise geltend.

Unter diesen Landschaften ist Westfalen, obwohl von einem Volksstamm bewohnt, der das ursprünglich Germanische in großer Echtheit bewahrt zu haben scheint, in früheren Jahrhunderten von literarischem Glanz wenig übergossen. Das neunzehnte Jahrhundert holte hier nach, was früheren Zeiten entgangen war. Es war dieser Landschaft vorbehalten, Deutschland seine große Dichterin zu schenken.

Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff, geboren am 10. Jänner 1797 auf dem Schlosse Hülshoff bei Münster, entstammt dem ältesten westfälischen Adel. Der ursprüngliche Name der Familie, v. Deckenbrock, wurde von der Standesbezeichnung „Droste", d. h. Truchseß (des Münsterer Domkapitels), verdrängt. Die freiherrliche Familie der Mutter, von Haxthausen, war im Paderbornischen eingesessen, wo die vorliegende Novelle „Die Judenbuche" spielt. Beide Familien wetteiferten in Ritterlichkeit, Frömmigkeit und Eifer für Künste und Wissenschaften; jedoch dürfte die künstlerische Anlage bei unserer Dichterin mehr ein Erbteil des Vaters sein, während ihre Verstandesklarheit mehr der mütterlichen Familie zu verdanken ist. Das Kind war von zarter Gesundheit; ihr lebelang war die Dichterin kränklich, schweren Nervenanfällen unter-

worfen, für den Wechsel der Witterung sehr empfänglich. Wenn zweimal in unserer Novelle die „Hektischen“ im Vergleiche erscheinen, so mußte die Dichterin sich selbst zu diesen zählen; wenn Friedrich Mergel nach seiner Heimkehr unter dem Einfluß des nahen Aquinoktiums zu leiden schien, so ist auch das ein eigener Leidenszug der Dichterin, die über ihren bösen Aquinoktialhusten oft zu klagen hat. Ihre große Kurzsichtigkeit ließ schon in geringer Entfernung alles für sie wie in Nebel verfließen, wodurch ihre Phantasie gewann, die Neigung zur Phantastik und Mystik genährt wurde, was sie in ihren Dichtungen aber seltener zum festen Zug unverrückbarer Umrisse gelangen ließ. Dagegen sah und hörte sie alles Nächste und Kleinste so überscharf und überdeutlich, daß sie dort noch wohlerkennbare Unterschiede gewahr wurde, wo für andre Gleichförmigkeit und Öde zu herrschen pflegt. So wurde sie zur Entdeckerin des Kleinsten in der Dichtung, zur Virtuosin in der Schilderung des Unscheinbarsten und Winzigsten, sie erweiterte die Kunst, indem sie sie scheinbar verengte, und verinnerlichte die Dichtung, indem sie die Grenzen nicht überschritt, die ihrem Talent gezogen waren.

Sie genoß eine vortreffliche Erziehung, indem sie an den Studien ihrer Brüder teilnahm, auch in den klassischen Sprachen unterrichtet wurde, in vielen modernen sich vervollkommnete. Ihre dichterischen und musikalischen Talente wurden von der Familie so lange gefördert, als sie dem öffentlichen literarischen Getriebe fernblieb, vor dem die adelige Tradition des Hauses eine Schranke errichten zu müssen meinte; man versuchte, die Dichterin in den spielerischen Kreisen einer adeligen Dilettantin zurückzuhalten, und da das Fräulein halb aus Pietät gegen die Ihrigen, besonders aus Rücksicht für ihre Mutter, die sie überlebte, halb freiwillig diesen Wünschen sich fügte, so wurde ihr dichterischer Hochflug fast ihr ganzes Leben lang niedergehalten und ihre Produktivität stets unterbunden. Äußerlich verlief ihr Dasein ganz ruhig und still wie das jedes anderen der Lebenssorgen überhobenen Freifräuleins, bis zum Tode des Vaters (1826) in Hülshoff, von da ab bis 1841 in dem noch stilleren und kleineren Rüschhaus, dessen Einsamkeit sie oft wie Gefängniszwang empfand und wo ihre träumerische Anlage ins Krankhafte ausgebildet wurde, unterbrochen nur durch zahlreiche Besuche bei Verwandten in anderen Gegenden Westfalens und am Rhein. Im Herbst 1841 besuchte sie zum ersten Male ihre jüngere, an den Germanisten Josef v. Laßberg verheiratete

Schwester in der romantisch gelegenen Meersburg am Bodensee, fand dort schließlich, hauptsächlich des wärmeren Klimas wegen, ihre zweite Heimat und erwarb sich sogar einen kleinen Landbesitz daselbst als ihr Eigentum. Den berüchtigten Märzstürmen des Jahres 1848 erlag ihre seit langem erschütterte Gesundheit und am 24. Mai jenes Jahres schwand sie leise dahin, wie sie gelebt hatte; an einem der wunderbarsten Punkte der Erde ist sie begraben.

Hinter diesem wenig bewegten äußeren Dasein birgt sich ein leidenschaftlich durchglühtes Innenleben, ein flammender Ehrgeiz, ein titanisch gegen Standesvorurteile und Geistesenge sich aufbäumender Trotz, eine Sehnsucht nach Leben und Liebe, gebändigt durch Herkommen und Sitte, durch Takt und Feingefühl, durchgeistigt bis zur Grübelei, enttäuscht bis zur Entsagung, geknechtet bis zur Erbitterung, verklärt und veredelt zur Ergebung in den Willen Gottes und in die Traditionen der angestammten katholischen Religion. In ihren Briefen und Dichtungen liegt dieses nur selten zu vollem Glücksgefühl gelangte Innenleben heute klar vor unseren Augen.

Ihre Dichtung ist kein gleichmäßig dahinfließender Strom, sondern ein in drei Abstufungen niederstürzender Wasserfall. Die kurzen schöpferischen Zeiten sind durch lange öde Strecken unterbrochen; wenigstens die letzte Ausgestaltung und Niederschrift ihrer, vielleicht in Gedanken stets geförderten Dichtungen ging stoßweise, sogar in unglaublich kurzer Zeit vor sich. Jede dieser drei Epochen ist angeregt durch die Freundschaft einer literarischen Persönlichkeit ganz verschiedenen Charakters.

Die Anregung zu ihren Jugenddichtungen (1816—1824) verdankt sie einem Manne der älteren Generation, der noch dem Göttinger Dichterbunde nahegestanden hatte, dem Münsterer Professor Anton Matthias Sprickmann. Diese damals im dunkeln gebliebene dramatische, epische und lyrische Jugendproduktion steht vor allem unter dem Zeichen der Versepen Walter Scotts und gipfelt in den religiösen Gedichten der ersten Hälfte des „Geistlichen Jahres", eines Zyklus, den sie erst 20 Jahre später vollendete und der erst nach ihrem Tode (im Jahre 1851) erschien. Schon vorher hatte sie für ihre Stiefgroßmutter mütterlicherseits geistliche Lieder verfaßt. Auch jetzt war es wohl zunächst fremde Anregung, die sie den Plan fassen ließ, auf jeden Festtag (und später auch auf jeden Sonntag) des Kirchenjahres im näheren oder ferneren Anschluß

an das betreffende Evangelium religiöse Dichtungen zu schreiben. Das gesungene Lied lag ihr, wie auch auf weltlichem Gebiete, fern; so wird man diese Gedichte am besten als Gedankendichtungen bezeichnen; sie entfernt sich, wie es scheint, mit Absicht von der katholischen Liederdichtung ihrer und der nächstvergangenen Zeit; unter den durchweg positiven, lobsingenden und anbetenden Liedern der Zeitgenossen steht ihre Dichtung mit ihrem negativen, pessimistischen Charakter fast ganz vereinsamt da; sie steht außerhalb der Tradition; sie entfernt sich aber auch immer mehr von der ursprünglichen Anregung der weiblichen Verwandten, aus deren Seele heraus sie hatte dichten wollen; noch weniger denkt sie an die kirchliche Gemeinde, an das Volk. Sie faßt ihre eigenen religiösen Gedanken, Bedenken, Zweifel, Kämpfe, Stürme in Worte und schafft dadurch eine Bekenntnisdichtung individuellster Art, die auch wieder nur für denjenigen verständlich sein kann, der überhaupt zugibt, daß die Seelenkämpfe vor den heiligsten Mysterien nicht Halt machen müssen. Die Dichterin brach bald ab und das Werk blieb zunächst ein Torso.

Die zweite schöpferische Epoche umfaßt die Jahre 1834 bis 1839 und ihr Anreger ist der früh erblindete Münsterer Philosophieprofessor Christoph Schlüter, ein wohlwollender Mann, aber ein seichter und unbedeutender Denker und ein noch schwächerer Dichter, mehr eine Karikatur Dantes als sein Nachahmer, dessen Betreiben aber die Zusammenstellung und Veröffentlichung der ersten Gedichtsammlung Annettens zu verdanken ist (Gedichte von Anna Elisabeth v. D . . . . . H . . . . . , Münster 1838) mit den drei großen epischen Gedichten „Das Hospiz auf St. Bernhard", „Des Arztes Vermächtnis" und „Die Schlacht im Loener Bruch", welche die Dichterin in die Reihe der bedeutendsten deutschen Epiker stellen. Den Abschluß dieser Epoche bildet die zweite, von der ersten in Inhalt und Form mannigfach verschiedene Hälfte des „Geistlichen Jahres", die aber die letzte Feile auch damals noch nicht erhielt.

Die dritte Epoche umfaßt den Winter 1841 auf 1842; damals entstanden im nahen Umgange und im poetischen Wetteifer mit ihrem jüngeren Landsmann Levin Schücking, dem Sohn einer verehrten dichterischen Freundin, auf der Meersburg in ununterbrochener täglicher Folge die meisten derjenigen Gedichte, welche Schücking gemeinsam mit den

älteren Epen und mit dem Balladenzyklus „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers“ 1844 bei Cotta in Stuttgart unter dem Titel „Gedichte“ herausgab und welche ihren Dichterruhm begründeten.

In ihren epischen Gedichten erweist sich die Dichterin als Meisterin der Hochgebirgsbeschreibung (im „Hospiz“), der Schlachtschilderung („Schlacht im Loener Bruch“), der Darstellung von Dämmerzuständen und grausigen Erlebnissen („Vermächtnis“) sowie faustischer Zweifel und Seelenqualen („Spiritus familiaris“); die englische Epik, auch Byron, hat eine gelehrige Schülerin an ihr gefunden, die großen und weiten Formen zerfließen ihr manchmal unter den Händen; „Des Arztes Vermächtnis“ ist in dieser Gruppe ihre geschlossenste Schöpfung.

Von den kleineren epischen Gattungen ist ihr Ballade und Idylle gleichmäßig gut gelungen; die Balladendichtung zeigt sie als romantische Heimatsdichterin auf den Spuren Uhlands, nähert sie den rheinischen Dichtern (z. B. Simrock) und verarbeitet einen Schatz von historischen Überlieferungen, Sagen und Legenden ihres engeren Vaterlandes in vorbildlicher Weise; die Idyllendichtung führt sie in die Nähe Mörikes und gipfelt wie diejenige des Schwaben in der Verherrlichung des Lebens eines Landgeistlichen.

Ihr Eigenstes entfaltet sie aber in den beschreibenden Dichtungen, den „Heidebildern“. Die intimsten Reize der heimischen Landschaft fängt sie hier mit solch scharfer und feiner Beobachtungsgabe, mit solcher Liebe und Hingabe, mit solcher Mannigfaltigkeit und Abwechslung ein und gibt sie mit solcher eigentümlichen und selbständigen Sprachkunst wieder, daß diese Gruppe von Dichtungen — zu Mörike und Stifter überleitend und mit deren besten Leistungen verwandt — in ihrer Art doch einzig dasteht. In fast allen ihren Dichtungen stellt Annette den Gehalt, den Gedanken, den Stoff über die Form; Inhalt und Form decken sich nicht immer völlig bei ihr, nicht das glatteste, schönste, harmonischeste Wort wählt sie aus, sondern das bezeichnendste, auch wenn es etwa hart, herb, spröd, selten oder dunkel ist. Eigenwillig verzichtet sie oft auf das Melodische und Musikalische; herrisch gebietet sie dem Vers. Mag aber ihre sprichwörtliche „Dunkelheit“ und Härte manchmal auf dilettantische Unfertigkeit oder aristokratische Nachlässigkeit, auf die Abspannung der Kranken, dann wohl auch auf die fabelhaft rasche Entstehung zurückzuführen sein: oft erscheint

uns diese Eigenschaft doch als ein ganz besonderer, durch nichts anderes zu ersetzender Vorzug ihres eigenartigen Wesens, romanischer Ausgeglichenheit und Glätte gegenüber als echt germanisches Selbständigkeitsgefühl, als ein Sieg der Idee über die Form.

Was die Dichterin außer ihren Briefen in Prosa geschrieben hat, kreist fast alles um den Mittelpunkt der geliebten Heimat. Zu dem Werke „Das malerische und romantische Westfalen“ von Freiligrath und Schücking, einer von buchhändlerischer Seite angeregten Landschaftsschilderung der Provinz, steuerte sie eine Reihe von lebendig geschauten Ortsbeschreibungen bei. Dann plante sie ein größeres selbständiges Werk über Westfalen, dem sie den traulichen Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ geben wollte und wovon reizende Bruchstücke vorliegen. Indem sie aber das eigene Vaterhaus und die Gestalten der verehrten Eltern in allzu leichter Verhüllung darin darstellen wollte, schien ihr das vortrefflich angelegte Werk allzu intim zu geraten und die Furcht, damit anzustoßen, ließ sie leider davon abstehen. Für dieses Werk war mit andern Einlagen auch unsere Erzählung „Die Judenbuche“ bestimmt. Später (1845) veröffentlichte die Dichterin anonym in den „Historisch-politischen Blättern“ eine Art Fortsetzung davon unter dem Titel „Bilder aus Westfalen“, worin ihre etwas herberen und strengeren Urteile Mißfallen bei ihren Landsleuten erregten, so daß sie auch hier wieder abbrach. So ist das geplante größere Werk über Westfalen nicht zustande gekommen, ihre unvergleichliche Kenntnis der heimischen Verhältnisse kam aber der einzigen Prosadichtung zu gute, in welcher sie diese Probleme in künstlerischer Weise bewältigte. Diese Erzählung „Die Judenbuche“ wurde nach mehrmaligen Ansätzen anfangs 1841 vollendet und erschien 1842 vom 22. April bis 10. Mai im Stuttgarter Morgenblatt Nr. 96 bis 111 unter der Dichterin vollem Namen und unter dem von dem Redakteur des Blattes (Hermann Hauff) herrührenden Titel, mit geringen von diesem oder von Schücking vorgenommenen Kürzungen, welche die Dichterin nach Überwindung des ersten ungünstigen Eindrucks im ganzen billigte.

**Die Quelle.** In einer kurzlebigen romantischen Zeitschrift „Wünschelrute“, welche H. Straube und Dr. J. P. v. Hornthal 1818 in Göttingen herausgaben, erschien in den Nummern 11 bis 15 vom 5. bis 19. Februar die „Geschichte

eines Algierer-Sklaven. Von A. Freiherrn Haxthausen". Eine Anmerkung versichert: „Die hier niedergeschriebene Geschichte ist wörtlich wahr; viele hundert Leute in der Gegend, wo der Unglückliche lebte, können das bezeugen." Der Hauptinhalt ist folgender: Der Bauernvogt von Ovenhausen hatte im Herbst 1782 einen Knecht Hermann Winkelhannes, mit dem er, weil es ein tüchtiger frischer Bursche gewesen, wohl zufrieden war. Dieser hatte bei dem Schutzjuden Pinnes in Vörden auf Borg Tuch zu einem Kamisol genommen, war, an die Bezahlung gemahnt, mit ihm in Streit geraten und hatte die Höhe des Kaufpreises abgeleugnet. Der Jude klagte ihn bei Gericht. Seine Freunde und sein eigener Brotherr hetzen den Burschen gegen den Juden in heftigen Ausdrücken auf. Der Jude beschwört aber seine Aufzeichnung, der volle Preis wird ihm zugesprochen; Hermann stößt laute Drohungen gegen ihn aus. Am Abend sieht der Förster Schmidt Hermann auf das Heilige-Geist-Holz zugehen, folgt ihm, Holzfrevel vermutend, nach, kehrt aber ins Dorf zurück, als er ihn nur einen Knüppel sich abschneiden sieht, begegnet den Juden, den er davor warnt, in der Dunkelheit das Holz zu durchqueren. Zwei Tage darauf des Nachmittags kommt die Frau des Juden ins Dorf schreiend und heulend: ihr Mann läge oben erschlagen im Heiligen-Geist-Holze. Er hatte siebzehn sichtbare Schläge mit einem Knüttel erhalten. Der Knüttel, der in der Nähe der Leiche gefunden und vom Förster erkannt wird, und die nach der Verurteilung von Hermann ausgestoßene Drohung lenken den Verdacht auf diesen, der seit ein paar Tagen nicht mehr beim Vogt in Ovenhausen, sondern bei seinem Vater in Bellersen sich aufhielt; das Haus wird umzingelt, Winkelhannes aber entkommt. Die Juden bitten den Drosten, in den Baum, bei dem Pinnes erschlagen worden war, ihre Zeichen hineinschneiden zu dürfen, sie wollen gerne bezahlen, was er dafür fordere. Der Drost gibt die Erlaubnis dazu, ohne ihnen aber den Baum zu verkaufen. „Aber was wollt ihr denn drein schneiden, dürft ihr das nicht sagen?" fragt der Drost zurück. „Ach wenn er [= Euer] Gnoden es nich vor übel nehmen wollten, da ist unser Rabbiner, der soll da unsere Hebräischen Zeichen nein schneiden, daß der Mörder, den unser Gott finden werd, keines rechten Daudes [= Todes] sterben soll".

Nach fast sechs Jahren, im Frühjahr 1788, erhält der Fürstbischof von Paderborn einen Brief von Winkelhannes aus

der algierischen Sklaverei, worin er diesen als seinen Landesherrn bittet, ihn um 200 Dukaten loszukaufen. Der Drost, um seine Meinung befragt, meint, die Entscheidung der Einsicht des Bischofs überlassen zu müssen, fügt aber hinzu: der Mensch sei übrigens im stärksten Verdachte eines begangenen Mordes und man würde ihn dort nur befreien, um ihn hier den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Im April 1809 taucht Hermann in seiner Heimat wieder auf; der Drost will ihn anfangs arretieren lassen, fragt aber dann den Regierungspräsidenten in Paderborn um Rat, der gleich sagt, er möge ihn ganz ungekränkt lassen, 24jährige Sklaverei wäre nach dem Gesetze dem Tode gleich gesetzt. Der Drost läßt ihn sich kommen; ein „kleiner krüpplicht bucklichter Kerl" tritt ein, ganz kümmerlich aussehend, der auf die Frage, ob er der Hermann Winkelhannes sei und wie es ihm ergangen, dies erst nach mehrmaliger Wiederholung versteht und dann in einer Sprache antwortet, deren Zusammenhang wieder niemand im Zimmer versteht, und die ein Gemisch scheint von wenig Deutsch und Holländisch, mehr Französisch und Italienisch und Türkisch, wie sie die Sklaven in der Barbarei untereinander sprechen. Nach und nach fragt man ihm seine Geschichte ab. Er gesteht den Mord ein, aber er hätte den Juden eigentlich nur durchprügeln wollen, erst als dieser ihn geschlagen habe, habe er ihn „in der Bosheit" umgebracht. Ausführlich erzählt er die Szene, in der er den Gerichtsdienern entwischt sei, und wie er in Erfüllung des in höchster Angst dabei getanen Gelübdes barfuß nach Werl gewallfahrtet sei. Er sei dann nach Holland geflohen, habe sich später dort als Matrose anwerben lassen und sei nach mannigfachen Abenteuern von Piraten nach Algier gebracht und dort an den Vezir des Dei, einen Renegaten namens Casnatzi verkauft worden. Er schildert sein furchtbares Elend in der Sklaverei; endlich als 1806 Hieronymus Bonaparte den Dei gezwungen habe, die Christensklaven freizugeben, sei auch er befreit worden; und, an der italienischen Küste ausgesetzt, mit 8 Kronen beschenkt sei er nach der Heimat gewandert. Zu Hause ging es ihm aber traurig, sein Bruder sah ihn nur ungern, arbeiten konnte er nur wenig, dabei klagte er über unausstehliche Kälte. Er fristet sein Leben durch Betteln. Ihn als Hausknecht aufzunehmen, weigert sich der Drost aus dem unangenehmen Gefühl, einen vorsätzlichen Mörder unter dem Dach zu haben. Zwei Tage darauf findet man

ihn an einem Baum erhängt. Auf die Bitte des Droſtes wird ihm ein ehrliches Begräbnis zuteil.

„Erſt nach acht Tagen führten die einzelnen Fäden über ſeine letzte Geſchichte und ſeinen Tod zu einem Knoten, der wie ſein Schickſal ſelbſt, das ihn überall an den unſichtbaren Fäden hielt, in ſeinem Tod gelöſt ward. Spät abends an dem Tage, als er von dem Droſte jene abſchlägige Antwort erhalten, pocht er in Holzhauſen, zwei Stunden weiter, heftig an die Türe des erſten Hauſes am Wege rechts, und als ihm aufgemacht und er gefragt wird, was er wolle, ſtürzt er leichenblaß und in furchtbarer Angſt ins Haus und bittet um Gottes und aller Heiligen Willen, ihn die Nacht bei ſich zu behalten; und auf die Frage, was ihm denn in aller Welt widerfahren, erzählt er, wie er übers Holz gekommen, habe ihn eine große lange Frau eingeholt und ihn gezwungen, ein ſchweres Bund Dörner zu tragen, und ihn angetrieben, wenn er ſtill geſtanden, da hätten ſich die Dörner ihm alle ins Fleiſch gedrückt, und er hätte an zu laufen gefangen, und ſei ſo keuchend in großer Angſt vors Dorf gekommen, da ſei die Frau fort geweſen, und ſie möchten ihn nur die Nacht behalten, er wolle den andern Tag wieder nach Hauſe. Früh fortgegangen, iſt er gegen Mittag auf die Glaſerhütte zur Emde gekommen, wo er oft Almoſen erhalten, und hat um ein Glas Branntewein gebeten, und als er getrunken, um noch eins, da iſt ihm auch das dritte gegeben worden, worauf er geſagt, nun wolle er nach Hauſe. Wie er aber an den Kiel gekommen, nicht weit von der Stelle, wo er vor 24 Jahren die Schuhe zur Wallfahrt ausgezogen, da hat er eine Leine von einem nahen Pflug genommen, und ſich damit an einen Baum gehenkt, und zwar ſo niedrig, daß er mit den Füßen das Herbſtlaub unter ſich weggeſcharret hat. Als ihm einſt der Droſt die Geſchichte mit dem Baum und den Zeichen, die die Juden darein geſchnitten, erzählt, und wie ſie bedeuteten, daß er keines rechten Todes ſterben ſolle, hat er geantwortet: ‚O dat ſull ek doch nich denken, ek hämwe doch ſo lange davör Buße daen un hämwe vaſte an minen Gloven halen, aſſe ſe meck överreen wullen, en abtoſchwören'.[1]

So hat der Menſch 17 Jahre ungebeugt und ohne Verzweifelung die härteſte Sklaverei des Leibes und Geiſtes er-

[1] O das ſollte ich doch nicht denken; ich habe doch ſo lange dafür Buße getan und habe feſt an meinem Glauben gehalten, als ſie mich überreden wollten, ihn abzuſchwören.

tragen, aber die Freiheit und volle Straflosigkeit hat er nicht ertragen dürfen. Er mußte sein Schicksal erfüllen, und weil Blut für Blut, Leben für Leben eingesetzt ist, ihn aber menschliches Gesetz nicht mehr erreichte, hat er, nachdem er lange Jahre fern umher geschweift, wieder durch des Geschicks geheimnisvolle Gewalt zu dem Kreis, Ort und Boden des Verbrechens zurückgebannt, dort sich selbst Gerechtigkeit geübt.

Zwei Jahre nach seinem Tode ist jener Baum, worein die Juden ihre dunklen Zeichen geschnitten, umgehauen worden. Die Rinde aber hatte diese in den langen Jahren herausgewachsen, daß man ihre Form und Gestaltung nicht mehr erkennen konnte."

Die Erzählung ist ganz lebendig und anschaulich wiedergegeben. Die direkten Reden sind im Dialekt (niederdeutsch) oder im Jargon (Judendeutsch) mitgeteilt. Der Brief Hermanns aus der Sklaverei ist in der ungelenken und fehlerhaften Schreibweise des Ungebildeten gehalten.

**Würdigung des Werkes.** Die Dichterin hatte diesen Stoff aus der mündlichen Erzählung ihres Großvaters in ihrer Jugend vernommen und vieles davon im Gedächtnis bewahrt, die gedruckte Niederschrift ihres Oheims vor der Konzeption der Novelle aber nicht mehr nachgelesen. Als sie 1837 den Plan als „rein national (was hier wohl so viel bedeutet als „westfälisch") und sehr merkwürdig" erwähnt, ist ihre Phantasie von den Stoffen zu zwei anderen Kriminalgeschichten erfüllt, von denen der zweite offenbar Motive aus der „Geschichte des Algierer-Sklaven" in sich aufgenommen hat. Es war der Stoff „zu einem Gedicht von mehreren Gesängen, den sie ganz vollständig geträumt, durch alle Gesänge, die sie zu lesen glaubte. Es betraf die Entdeckung eines Mordes an einem Juden, die ein blinder Bettler dadurch befördert, daß er den Mörder veranlaßt, dieselben Worte auszusprechen, die jener, der ungesehen in einem Gebüsche ruhend gegenwärtig war, denselben während des Mordes sagen hörte." Erst nachdem sie 1839 die zweite Fassung ihrer Erzählung niedergeschrieben hatte, fiel ihr der Druck in der „Wünschelrute" wieder in die Hände. Sie schreibt darüber: „Ich habe jetzt wieder den Auszug aus den Akten gelesen, den mein Onkel August schon vor vielen Jahren in ein Journal rücken ließ und dessen ich mich nur den Hauptumständen nach erinnerte. Es ist schade, daß ich nicht früher drüber kam; er enthält eine Menge höchst merkwürdiger Um-

stände und Äußerungen, die ich jetzt nur zum Teil benutzen kann, wenn ich die Geschichte nicht ganz von neuem schreiben will. Vor allem ist der Charakter des Mörders ein ganz anderer, was zwar an und für sich nicht schadet, aber mich nötigt, mitunter das Frappanteste zu übergehen, weil es durchaus nicht zu meinem Mergel passen will. Das Journal wird mir übrigens nicht schaden, es ist gar nicht aufgekommen und schon nach drei Monaten Todes verblichen . . . . . so fürchte ich die Vergleichung nicht, die sonst jedenfalls zu meinem Nachteile ausfallen würde, denn einfache Wahrheit ist immer schöner als die beste Erfindung."

In Wirklichkeit beweist aber der Vergleich mit der Quelle, wie kunstvoll unsere Dichterin den ihr vorliegenden Rohstoff bearbeitet hat. Das Abenteuerlich-Exotische wird bei ihr zur Nebensache; Hauptsache wird für sie der Charakter des Mörders und die Umstände, unter denen er sich entwickeln konnte und mußte. In dem Motto hat sie alles ausgesprochen, was sie mit der Erzählung wollte: nicht richten, nicht aburteilen, nicht strafen, sondern mit liebevollster Erwägung aller Umstände eine Tat, ein Leben, einen Charakter erklären aus dem verhängnisvollen Erbe einer Landschaft, eines Volksstammes, einer Familie; aus der kargen Mitgift der Natur, aus der beschränkten Geistesveranlagung, aus dem Mangel an Luft und Licht, an sorgfältiger Erziehung und ethischer Ausbildung, aus der Abgeschlossenheit und Enge der Verhältnisse, in denen der Knabe aufwuchs, aus der Einfachheit und Unzulänglichkeit der Gesetze, aus den ererbten Vorurteilen. Und so gibt sie ein ländliches „Sittengemälde", wie auch der Untertitel hervorhebt, und eine Familientragödie; Vererbung und Beeinflussung durch die Umwelt (das Milieu) sind die Leitmotive. Dabei will sie mahnen und warnen. Eine „moralische" Erzählung könnte man das Werk nennen.

Mergel ist ein Sohn des gebirgichten Westfalen, ein wildes Kind des Teutoburgerwaldes, ein Paderborner mit allen schlechten Eigenschaften dieses Menschenschlages, und ein Freund der Dichterin scherzte: die Paderbörner würden sie totschlagen, wenn sie die Erzählung herausgäbe. Die soziale Ungleichheit, die Vereinigung des Waldbesitzes in der Hand weniger Besitzenden sind die Veranlassung zu den steten Waldfreveln der trotzig-wilden Bergbewohner, die die Hand der Herrschaft vergebens niederzuhalten sucht, die der Branntwein verroht, der Glaube geschwächt, der Aberglaube verderbt hat; ein ab-

scheulicher, fast mittelalterlicher Judenhaß, ein übertriebener Teufelsglaube steckt der Bevölkerung im Blute. Waren nun diese örtlichen und kulturhistorischen Voraussetzungen in der Quelle gegeben, von der Familie des Winkelhannes war dort gar nicht die Rede. Unserem jungen Westfalen aber ist das Gift der Sünde von beiden Eltern her eingeträufelt worden. Der Vater ein Säufer, ein gänzlich verkommenes Subjekt; von der Mutter hat er den Ehrgeiz, die Selbstbewußtheit, den Hang zum Großtun überkommen; sittliche Verfehlungen sind in ihrer Familie gang und gäbe; ihr Bruder ist ein schlauer, tückischer, durchtriebener Schelm, ein unheimlicher Geselle, ein Verächter der Schulbildung, ein böser Projektenmacher, ein Meineidiger, der sein natürliches Kind verleugnet und verkümmern läßt, der Anführer der Holzdiebe, der Mörder des Försters; er verleitet den Jungen zu allem Bösen und die Familienähnlichkeit schmiedet die beiden aneinander wie ein Schicksal; dies hebt die Dichterin sehr deutlich hervor: „und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, . . . . . erinnerte er unwillkürlich an jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.“ So breitet das Böse seine Fangarme unvermeidbar nach ihm aus: schon als Knabe drückt sich Friedrich um das Beten herum, er betrügt die Mutter, er kann sich meisterhaft verstellen, er spielt die Doppelrolle des harmlosen Hirten und des geriebenen Aufpassers und Spions, er ist tückisch und verschlagen wie der Ohm; nach der Beleidigung durch den Förster scheint ihm der Gedanke der Rache, vielleicht des Mordes, schon durch den Kopf geschossen zu sein. Wir trauen ihm das Ärgste zu, noch ehe er es begeht.

Alles dies deutet die Dichterin mehr an, als daß sie es ausspricht; eine Meisterin des Verschweigens, des Erratenlassens. Dadurch ist über die Handlung ein Schleier gebreitet, durch den wir alles wie in die Ferne gerückt erblicken. Darin liegt die eigentliche Poetisierung des Stoffes. Das Letzte und Wichtigste in dieser Richtung aber war die Erfindung von Friedrichs Doppelgänger; der arme rührende Johannes Niemand,[1]

[1] Mit der Verwendung des Wortes „Niemand“ als Eigennamen verstand die Posse früherer Jahrhunderte gute komische Wirkungen zu erzielen, während „Jedermann“ den typischen Menschen im ernsten Drama bezeichnete; hier drückt der Name „Niemand“ das Einsame und Verlassene seines Trägers sehr glücklich aus, steigert das Gespenstische seiner Erscheinung und bereitet geschickt auf sein späteres Verschwinden vor.

seines Oheims verleugnetes Bastardkind, begleitet den Helden durch die ganze Erzählung wie sein Schatten, wie sein verkümmertes Spiegelbild; von der eigenen Mutter wird er mit ihm verwechselt; in jeder wichtigen Situation tritt dieser Doppelgänger auf, auch von der nächtlichen Begegnung zwischen Oheim und Neffe nach dem Morde des Försters scheint Johannes Zeuge zu sein; darauf deuten wohl die Worte: „er (Friedrich) hörte ein leises Geräusch“ (S. 39); etwas Gespensterhaftes legt sich über ihn. So ist das Motiv, daß sich Friedrich später für Johannes ausgibt, meisterhaft vorbereitet und dieses Motiv des Doppelgängers, welches Jean Paul und Hoffmann in die Literatur einführten, aufs innigste mit der Handlung verflochten. Es ist kein bloßer technischer Kunstgriff, wie man gemeint hat, sondern der eigentliche poetische Lebensnerv der Erzählung.

Durch die Gespensterstimmung der Grausnächte (die im Schauerroman und in der Schicksalstragödie herkömmlich sind) und durch die Schilderung alles Unheimlichen, wie besonders der geheimnisvollen Geräusche, worin unsere Dichterin eine Virtuosin ist, wird das Vorherbestimmte, Schicksalsmäßige der Handlung noch verstärkt. Die Personen rennen in ihr Verderben. Der Ort, an dem der Vater Mergel sich zu Tode gefallen, ist derselbe, an dem der Sohn den Juden ermordet. Der Sohn des vom Oheim ermordeten Försters findet Mergels Leichnam. Die Judenbuche wird zum Schicksalsbaum. Friedrich will sie umgehen, sie läßt ihn nicht los. Sie wird sein Verhängnis. Symbolisch breitet sie am Schlusse ihre Äste aus über die früher waldreiche Gegend als Zeichen dieses Verhängnisses: „Rings umher kein Baum außer der Judenbuche.“ Symbolisch ist der Schluß auch sonst. Nicht aus Unvermögen geht die Dichterin über die Darlegung der Seelenqualen des armen Revenant hinweg. Sie steigert auch hier, indem sie verhüllt und verschweigt. Vielleicht wäre die genauere Analyse des Seelenzustandes ihr als unkünstlerisch erschienen. Die vier silbernen Westenknöpfe versinnbildlichen die versunkene Herrlichkeit des einstigen Dorfelegant; den letzten Löffel, den er schnitzelt, schneidet er ganz entzwei: der Entschluß, sein Leben zu enden, ist gefaßt. Wo man hinblickt, feinste verborgenste Kunst.

Damit verbindet sich aber ein bodenständiger Realismus, wie er um jene Zeit in der höheren ernsten Dichtung fast unerhört war und auf Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller

vordeutet. Immermann ist mit der westfälischen Idylle des Oberhofs unserer Dichterin zwar vorangeschritten; aber dieses Juwel ist eingebettet in eine literarische und kulturhistorische Satire, die fast geeignet ist, seinen Glanz erblinden zu machen; bei der westfälischen Dichterin ist die Dorfnovelle Selbstzweck. Immermann, der in Westfalen nicht eingeborene, brauchte Gewährsmänner für seine Schilderungen, unsere Dichterin konnte von sich sagen, sie sei zwischen Bauern aufgewachsen und spüre selbst eine starke Bauernader in sich. Immermann macht nur zögernd vom westfälischen Dialekt Gebrauch, unsere Dichterin lebt und webt in ihm, er durchdringt das hochdeutsche Gefüge ihrer Sätze. Immermann idealisiert das Volk, Annette schildert es ganz wie es ist. Jede Sentimentalität ist einer geprüften Frau wie Margarethe fremd; alles wird ungeschminkt beim Namen genannt, selbst die Kolik, Sprichwörter und Volksausdrücke beleben die Erzählung. Die Dichterin scheut nicht davor zurück, ihren Personen Flüche und Schimpfwörter in den Mund zu legen: alte Hexe, Lump, Hund, Lumpenhund, Lumpenpack, Kanaille, Schwein, krepieren usw. Ebenso bezeichnend sind die Vergleiche gewählt, meist aus dem Gesichtskreis der Personen, der Förster, der Dorfbewohner (wie ein Jagdhund, wie ein Luchs, wie ein Hahn, wie ein Reh, wie ein Hecht (zweimal), wie die Wanderraupe, wie eine Hopfenstange), aus der empfänglichen Phantasie der Abergläubigen heraus (wie ein Kobold, wie eine Schlange, wie eine Feuerflamme, wie der feurige Mann, der unter dem Sack büßt). Der Eindruck des Erlebten wird erhöht durch die Angabe der (von der Quelle abweichenden) Jahreszahlen, durch die ganz genauen Ort- und Stundenangaben; jede Person, auch die unbedeutendsten Nebenpersonen werden mit Vor- und Zunamen genannt, und wenn sie selbst nur der Zunge des Gerüchtes ihr Erscheinen verdanken. Phantastik und Realistik verschlingen sich in unserer Erzählung zu einer untrennbaren Einheit wie in den Novellen von Annettens großem Lehrmeister E. Th. A. Hoffmann, und das ist es, was dem Werke eine unvergängliche Dauer verleiht. Selbst in der Dichterin nächster Umgebung, in der man damals ihre Verbindung mit Literaten und Literatur sehr scheel ansah, fand das Werk Anerkennung und machte gewissermaßen Epoche, so daß sie (Rüschhaus, am 15. November 1842) an einen Freund schreiben konnte: „Die ‚Judenbuche' hat endlich auch hier das Eis gebrochen und meine sämtlichen Gegner zum Übertritt bewogen, so daß

ich des Andrängens fast keinen Rat weiß und meine Mama anfängt, ganz stolz auf mich zu werden. O tempora, o mores! Bin ich denn wirklich jetzt besser oder klüger wie vorher?“[1]

---

## Literatur.

Löbker, Wanderungen durch Westfalen. Münster 1873 bis 1876.

O. Weddigen, Westfalen, Land und Leute in Wort und Bild. Paderborn 1896.

Heimatkunde der Provinz Westfalen, bearbeitet von A. Gieseler und W. Petri. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Bielefeld und Leipzig 1908.

P. Bahlmann, Münsterische Lieder und Sprichwörter in plattdeutscher Sprache. Münster 1896.

P. Bahlmann, Münsterländische Märchen und Sagen. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage. Breden 1910.

Hermann Hartmann, Bilder aus Westfalen. Osnabrück 1871.

Fr. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart. Norden und Leipzig 1882.

P. Ernst, Der Weg zur Form. Berlin 1906.

Hermann Hüffer, Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Dritte Ausgabe, bearbeitet von Hermann Cardauns. Gotha 1911.

Carl Busse, Annette von Droste-Hülshoff. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig 1909.

August Weldemann, Die religiöse Lyrik des deutschen Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unter besonderer Berücksichtigung Annettens von Droste. Leipzig 1911.

---

[1] Zur Vertiefung in Stoff und Form der Novelle empfiehlt sich die Behandlung folgender Fragen:

1. Volkskundliches (Aberglaube, Volksgebräuche, Sprichwörter usw.) in der Erzählung.
2. Schilderung der Örtlichkeiten, auf denen die Handlung spielt.
3. Schilderung des angewandten Gerichtsverfahrens.
4. Das Doppelgängermotiv bei Jean Paul, E. Th. A. Hoffmann und Annette v. Droste.
5. Das Volk in der Auffassung Immermanns und Annettens.

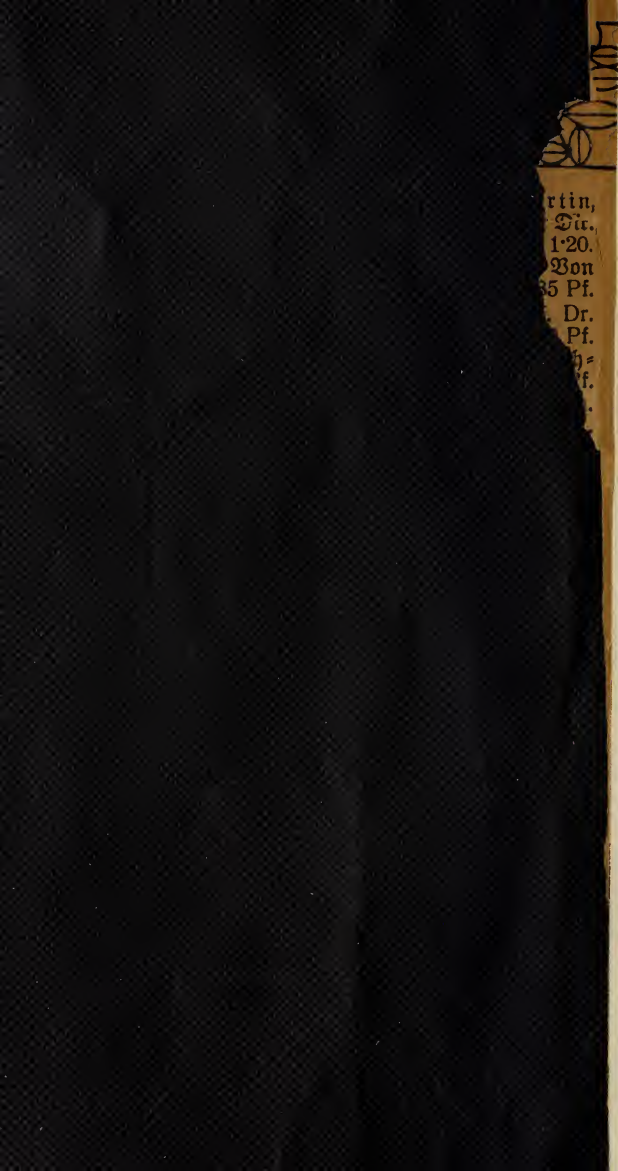
Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Herausgegeben und erläutert von Hermann Cardauns. Münster 1909.

Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Leipzig 1893.

Der Freiin Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff gesammelte Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff . . . . . ergänzt, mit . . . . Anmerkungen versehen von Wilhelm Kreiten. Münster und Paderborn 1887 ff. Zweite Auflage . . . . 1906 ff.

Annette Freiin von Droste-Hülshoffs sämtliche Werke, herausgegeben von Eduard Arens. Leipzig, o. J. (Max Hesses Verlag).

Unser Text schließt sich, im Gegensatze zu allen andern Ausgaben, in denen er völlig verderbt ist, an den Druck im „Morgenblatte“ an.



**Raimund**, Der Verschwender. Von Prof. Dr. A. Kleinberg. geb. 92 h = 80 Pf.

**Reuter**, Dörchläuchting. Von Prof. J. Schiepek. geb. 2 K = 1 Mk. 70 Pf.

**Rosegger**, Die Schriften des Waldschulmeisters. Auswahl. Von Prof Dr. R. Latzke. geb. 1 K 40 h = 1 Mk. 20 Pf.

— Waldheimat. Auswahl. Von Prof. Dr. R. Latzke. geb. 1 K 40 h = 1 Mk. 20 Pf.

**Saar**, Innocens. Von [illegible] Panzer. [illegible] Pf.

**Schmidtbonn**, Ges[illegible] Rhe[illegible] Dir[illegible]. A. Berni. [illegible] 1 K 20 h = 1 Mk.

**Stifter**, Bunte Steine. Von Direktor Dr. J. Weyde. geb. 1 K 30 h = 1 Mk. 10 Pf.

— Das Heidedorf. Die Narrenburg. Von Prof. Dr. Wallner. 1 K 20 h = 1 Mk.

— Der Hochwald. Von Direktor Dr. J. Weyde. geb. 90 h = 75 Pf.

**Wagner**, Die Meistersinger von Nürnberg. Von Rektor Prof. Dr. Th. Matthias. geb. 1 K 10 h = 95 Pf.

**Zahn**, Der Büßer. Von Prof. Dr. J. G. Sprengel. geb 1 K = 85 Pf.

In Vorbereitung sind:

Auerbach, Diethelm von Buchenberg; Chamisso, Peter Schlemihl; Österr. Dialektdichtung; Geijerstam, Karin Brandts Traum; Gotthelf, Uli der Knecht; Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen, Sappho, Der Traum ein Leben, Das goldene Vließ, Weh' dem, der lügt; Halm, Der Fechter von Ravenna; Hebbel, Maria Magdalena; Immermann, Der Oberhof; Kleist, Der zerbrochene Krug; Ludwig, Die Makkabäer; Neuere deutsche Lyrik.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
830.8 N393 C001 v.25(1911)
Neuere dichter fur die studierende jugen
3 0112 088994493